

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1883]

## Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

### 1. Kapitel.

Zwei junge Männer kamen im glühenden Nachmittags-Sonnenschein die Bergstraße einhergeschritten. Von dem Alpenort Solenbad ausgehend, befanden sie sich jetzt nach dreistündiger Wandrung inmitten der Niesen des Hochgebirgs, und sie eilten dem bergumschlossenen See entgegen, an dessen Ufern sich in einsamer Oede der Flecken Amsee erhebt. Der Schritt der beiden war elastisch und weitausgreifend, ihre Haltung frei und kräftig. Sie hatten die Lodenjoppen ausgezogen und über die Schultern geworfen und die rauhen Hüte weit aus dem Gesichte und gegen den Nacken zurückgeschoben.

Beide schlank und von Mittelgröße, waren sie in Kleidung und Wuchs kaum zu unterscheiden. Auch im Alter mochten sie gleich sein, aber näher betrachtet, trat bei dem einen, Arnold Vefebre, eine geistige Distinktion unverkennbar hervor, die durch seine Schönheit ein noch auffallenderes Relief erhielt.

Er sprach lebhaft und schien seinem Gefährten, dem Arbeiter Valentin Hofer, etwas zu erklären, zu erläutern. Seine braunen Augen, die tief, gleichsam ihr Feuer zurückdrängend, unter trumm geschwungenen Brauen lagen, zeigten jenen durchgeistigten Ausdruck und jene stets bereite Teilnahme eines leicht erregbaren Naturells. Und wenn die obere Partie des schönen Kopfes zu ernst und bedeutend für seine Jahre erschien, so zeigte das Lächeln um den weichen, fast sinnlich geschwellten Mund doch all den Frohsinn der Jugend.

Dem Valentin fehlte dieser sicher nicht. Alles an ihm zeigte eine köstliche, frische Naivetät. Er horchte auf die Mitteilungen des andern, aber etwas Kerkliches suchte ihm dabei um die Mundwinkel und sprühte aus den lichten blauen Augen, die in aufdämmernder Intelligenz neugierig und lernbegierig sich in der Welt umfahen, als würden sie es vorziehen, alle Eindrücke von außen zu erhalten.

Sein Gang zeigte die Geschmeidigkeit des Gebirgsbewohners; im ganzen hatte er aber den schon mehr städtischen als bäuerlichen Anstrich, den die Arbeiter in größeren industriellen Eta- blyements so schnell sich anzueignen wissen. Jetzt unterbrach er die Ausführungen Arnolds und vertraulich, in jäher Lustigkeit, warf er den Arm um seinen Hals.

„Paß' auf,“ rief er, „jetzt sind wir gleich um den Felsvorsprung herum und dann schimmert dir das Wasser entgegen. Wir sind am See. Zuhu!“

Er stieß den Gebirgsjäger aus.

„Wir haben noch eine halbe Stunde den See entlang zu gehen, ehe wir unser Ziel erreichen,“ entgegnete in halber Frage der andere.

„Das schon, aber wir sind dann im Schatten des Salzbergs und die Schwitzen hat ein Ende.“

Sie umfaßten sich und im Schnellschritt ging's die Anhöhe hinab. Da unten winkte der Schatten einiger Linden und Erlen und zwischen den Bäumen erblickte man die weißen Mauern einer Mühle, deren Räderwerk von dem Bergbache getrieben wurde, welcher an dieser Stelle in den See mündete.

Der Müller, eine behäbige Gestalt, stand, die Hände auf dem Rücken, vor dem Thor.

„Grüß Gott, Valentin,“ rief er nickend herüber, nachdem ihn dieser schon von ferne durch ein lebhaftes Hutschwenken begrüßt hatte; „na, stellst dich bei mir ein? das Bier ist frisch.“

„'s geht nicht, wir haben's furchtbar eilig,“ lautete die Antwort Valentins, der mit seinem Gefährten rasch herankam.

„Kannst es nicht erwarten, deine Alte zu sehen?“ lachte der Müller, „oder kommst vielleicht wegen einer Zungen? Da thät'st mir leid,“ fügte er neckend hinzu, „denn alles, was von saubern Dirndl'n im Ort ist, ist jetzt auf der Alm.“

„Wer weiß,“ entgegnete Valentin pfeifig, und sich hierauf mit einem noch schlauern Lächeln dem Genossen zuwendend, „aber meinst nicht, Arnold, da wir doch einmal da sind und das Bier so frisch ist —“ er schnalzte mit der Zunge.

„Ich bin's zufrieden,“ erwiderte der Gefragte mit zustimmender Munterkeit.

„Also geschwind, zwei Krügel!“

„Drei Krügel frisches,“ rief der Müller mit Stentorstimme ins Haus hinein, und sich hierauf mit einem neugierigen Frageblick an Arnold wendend: „Der Herr ist wohl hier fremd, hat unser Bier noch nicht gekostet?“

Der Angeredete nickte bejahend:

„Doch, Herr Müller, wir haben in Solenbad dasselbe und ich bin nicht zum erstenmal in der Gegend.“

„Solenbad ist sein Geburtsort,“ bemerkte Valentin, „wir sind alte Kameraden von früher her, sind bei einem Meister in der Lehre gestanden. Da habens uns den Arnold eines schönen Tags aus der Werkstatt g'holt, weil sich sein Herr Vater plötzlich erinnern tät, daß er einen Sohn hat. Wir haben uns dann lang' nicht g'fehnt, er hat studirt, ist Doktor worden, aber im Grunde ist er doch der Alte geblieben.“ Er gab ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter, damit seine Behauptung gleichsam unterstützend. Arnold lachte über den lustigen Schwäzer, der Müller aber, der nicht wußte, in wie weit er dem Schalk Glauben schenken durfte, hatte nur ein pfißiges Lächeln. Nun wurde das Bier gebracht, und jeder von ihnen, und auch der Müller, griff mit sichtlichem Behagen nach dem Glase, in dem das erfrischende Getränk moussierte und überschäumte. Die Neugierde des Müllers war indes nicht wenig erregt worden, er hätte über den schmucken Doktor gerne noch mehr erfahren, aber die jungen Männer hielten ihm nicht Stand, sie zahlten und entfernten sich rasch.

Bald waren sie um den vorspringenden Felsen herumgekommen und der See lag nun in seiner ganzen beträchtlichen Ausdehnung vor ihnen.

Es war ein Bild großartiger Bergnatur, das in seiner ernsten, düstern Schönheit einen unbeschreiblich tiefen Eindruck hervorbrachte. Der dunkle, tiefgrüne Bergsee war ringsum eingeschlossen von hohen, senkrecht ansteigenden Felswänden. In grotesken Formen, gezackt und zerklüftet, strebten sie himmelan, und ihre Spizen und Kämme, in bläulichen Düst gehüllt, hoben sich zart und doch in bestimmter Kontur von dem noch blauerem, leuchtenden Firmament.

Die Sonne neigte sich hinter den Salzberg. Die Hälfte des See's lag bereits in seinem Schatten, um so heller erschienen die Berge des gegenüberliegenden Ufers, die, von Vegetation entblüßt, graues, vielfach abgetöntes Gestein zeigten, und um so schimmernder, smaragdgrünlich licht erschien die sonnenbeschienene Wasserfläche.

Magische Lichteffekte rieselten mit den Wellen darüber hin, sprühten auf und versanken, um glitzernd aufs neue aufzutauchen.

Arnold blieb stehen. Er war überrascht und gefesselt von der Romantik dieses Ortes und seiner seltsam düstern Dede.

Hier schien alles zu fehlen, was menschliches Behagen schafft; hier war kein Boden, um ihn zu bebauen, kein ebener Fleck Erde, um seine Hütte darauf zu stellen, und doch war auch diese Dede bevölkert und war es schon vor zweitausend Jahren gewesen, wo die aus Gallien zurückflutenden Kelten hier eine Niederlassung gegründet, und, die ersten, den Bergbau begonnen hatten.

Die Straße, die längs der Felswände hinführte, lag wohl 40 Fuß hoch über dem Spiegel des See's. Durch Dynamit war sie den steilabfallenden Wänden des Salzberges abgerungen worden. Sie führte bis zu den ersten Häusern des Marktes Amsee, und bis dahin war es möglich, einen Wagen zu benutzen. Der Ort selbst baute sich vom See terrassenartig aufwärts. Gleich Vogelnestern klebten die dunkeln hölzernen Hütten an den Abhängen und der Zugang zu ihnen war nur durch zahlreiche, ganz regellose, und in die Felsen gehauene Treppen ermöglicht. Dergestalt war eine Kommunikation mit Amsee nur zu Wasser durchführbar, und nur vom See aus konnte man den Ort in seiner eigentümlichen Anlage übersehen.

Man bemerkte über ihm kräftig sprießenden Wald, der am Salzberg bis zu jener ansehnlichen Höhe sich fortpflanzte, wo die Stollen in das Innere des Salzbergwerks führen und die Arbeitshäuser stehen, die die Woche über den Bergarbeitern zur Unterkunft dienen.

Am Südende des See's zwischen dem Salzberg und dem 7000 Fuß hohen Plattenberge öffnete sich ein Talspalt, den ein wildschäumendes Gebirgswasser, der Waldbach genannt, durchströmt, um sich in den See zu ergießen.

Eine zweite Ortschaft, die Lahn, lehnt sich an die steilen Felswände des Plattenberges.

Hier befinden sich Thon-Schieferlager, und den Sommer über ist hier ein Tagbau eingerichtet.

Das Recht zu schürfen war vor einigen hundert Jahren einigen Kolonisten mit manchen andern Rechten verliehen worden; damals fühlte man sich veranlaßt, den Arbeitern, die man dauernd in diese Bergwildnis bannen wollte, allerlei Konzessionen zu machen und ihnen sichere Garantien für ihre Existenz zu bieten. In unserer Zeit ist man anderer Meinung. Vor kurzem hatte das Forst-Verar diese Servitute um ein billiges abgelöst und hatte auf eigene Rechnung den Bau begonnen, immer mit einer äußerst beschränkten Zahl von Arbeitern, da man dem ebenfalls ärarischen Salzbergwerk keine Konkurrenz machen und die Nachfrage nach Arbeitern an Ort und Stelle nicht erhöhen wollte.

Im Vorwärtsschreiten hatte Arnold seinen Gefährten über die topographischen und ökonomischen Verhältnisse von Amsee ausgefragt und aus seinen oft unterbrochenen, häufig abschweifenden Darstellungen sich den Sachverhalt ungefähr richtig zusammengestellt.

„Alle Kultur, Industrie und Verkehr beschränken sich also auf dieses eine Ufer des See's, wo der Salz- und Plattenberg sich erheben?“ fragte er weiter, „und das gegenüber liegende ist unbewohnt und wüste geblieben?“

„Freilich,“ erwiderte Valentin, „da drüben ist nichts zu holen; Boden ist auch keiner zum Anbau, und die Felswände sind noch schroffer, und die Tannen, die drauf wachsen, wagt keiner zu fällen.“

„Aber diese kleine Landzunge ist üppig bewachsen; es ist wohl angeschwemmtes Terrain, und auf den Felsen drüber erhebt sich kräftiger Baumwuchs, einige herrliche Gruppen. Einer, dem es so recht um Ruhe und Einsamkeit zu tun wäre, der könnte immerhin auf die Idee kommen, auf dem jenseitigen Ufer sich niederzulassen.“

„Nun, einer hat auch diese Idee gehabt,“ bemerkte Valentin schmunzelnd, „und dieser Eine ist just dein Bekannter, Herr Barr, und er hat zugleich den Mut gehabt, sie auszuführen.“

Arnold blieb überrascht stehen, und mit der Hand über den See weisend, fragte er: „Drüben wohnt Herr Barr?“

„Ja, und da du ihn besuchen willst, so kannst du dich von der Lahn aus überfahren lassen. Aber vorher kommst du noch zu uns, du willst ja meinen Bruder, den Georg kennen lernen; heut ist Freitag, da kommen die Salzarbeiter frühzeitig vom Berg herunter; vielleicht ist er schon zu Haus, der rudert dich dann hinüber, der weiß drüben Bescheid.“

„Aber ich kann Barrs Wohnsitz nicht erblicken.“

„Weil er hinter den Bäumen versteckt ist, aber wir sind gleich bei der Kirche, und trittst du da auf die Felsenterrasse heraus, so hast du die englische Villa gerade vor dir liegen.“

„Die englische Villa?“

„Wir nennen sie hier so, weil Herr Barr mit seiner Tochter von England gekommen ist.“

Arnold nickte. „Er hat eine Tochter, ich erinnere mich, ein kleines blondes Mädchen.“

„Das nun schon ganz erwachsen aussieht.“

Der junge Arbeiter warf den Kopf zurück und schmalzte mit der Zunge. „Ein wunderbares Mädel! Weiß Gott, sie kommt mir oft vor wie eine Blume, die man aus einer andern Welt zu uns verpflanzt hat. Sie ist seltsam in allem, in ihrer Schönheit und in ihrer Sprach', in allem, was sie tut, ja ich möcht' sagen, 's ist schon was besonders in der Art, wie sie Einen ansieht.“

Arnold antwortete nicht. Er schien in Gedanken versunken, die nach einer andern Richtung gingen.

Jetzt hatten sie die Kirche erreicht. Sie betraten den Ortsfriedhof, und zwischen den Gräbern hindurch schreitend, kamen sie zu der Felsenterrasse, deren gemauerte Steinballustrade weit in den See hinausragte. Die beiden jungen Männer lehnten sich gegen dieselbe, und mit der Hand in derselben Richtung deutend, riesen sie gleichzeitig wie aus einem Munde:

„Dort ist die Villa!“

Die kleine dichtbewachsene Landzunge, auf der dieselbe stand, bot von hier aus einen reizenden Anblick.

Eine grüne Nase war inmitten starrer, nackter Felsen, eine liebliche Idylle inmitten eines gewaltigen Epos. Einige hochgewachsene Bäume und dichtes Gebüsch säumten das Ufer und saftige mit Alpenkräutern bewachsene Matten zogen sich in sanfter Steigung bis zu den mächtigen-Felsblöcken hinan, die dann senkrecht in gigantischen Formen aufwärts strebten. Unter Sträuchern und Blumen, rückwärts an einen Felsen gelehnt, erhob sich das villenartige Gebäude, hübsch und freundlich, über alles traulich.

Der See war hier zu breit, als daß man die Gegenstände am andern Ufer genau hätte unterscheiden können, aber man sah die weißen, nun im Sonnenlichte schimmernden Mauern, von Grün umrankt, und die dunkle Holzgalerie, die in der Höhe des ersten Stockes die Villa nach allen Seiten umgab.

Ihr Dach war flach und nach italienischer Art weit vorspringend, die Fenster waren geöffnet und die grünen Jalousien zum Schutz gegen die sinkende Sonne herausgespannt.

So ruhig und friedlich, so schimmernd im Sonnenschein, so reich an Duft und Farbe lag das kleine Haus in Grün gebettet und darüber erhoben sich die grauen kahlen Wände zu immer kühneren Formen. Ein anordnender Geist, ein poetischer Sinn hatte hier in dieser großartigen Bergnatur ein schönes, trauliches Plätzchen geschaffen, das in seiner Unnahbarkeit, in seiner Abgeschlossenheit von der ganzen Welt, in seiner unendlichen Stille so recht eine Zuflucht sein konnte für einen denkenden, schaffenden Geist, oder ein Asyl für einen bereits erschöpften.

Arnold, den Kopf in die Hand gelegt, sah hinüber, lange und sinnend, dann sagte er, wie zu sich selbst sprechend:

„Die Ruhe mag ihm erquicklich sein nach all den Stürmen, denen er schon die Stirne geboten hat.“

„Ja, der mag ein bewegtes Leben hinter sich haben,“ versetzte Valentin.

„Ein Leben der Arbeit, der Anstrengung und des Kampfes.“

„Er muß ein tüchtiger Herr sein, man sieht es ihm an.“

„Er ist einer der edelsten und erleuchtetsten Geister unsrer Zeit.“

Der junge Arbeiter kraute sich in den Haaren, während er den Hut ein wenig läppte.

„Es scheint, daß die überall am schlechtesten angeschrieben sind.“

Der andere zuckte die Achseln.

„Vor zehn Jahren etwa,“ sagte er, „hat er ein Werk veröffentlicht, das für die Wissenschaft von höchster Bedeutung war. Das Werk hat einen Sturm hervorgerufen; es hat die heftigsten Angriffe der einen, die größte Bewunderung der andern erfahren. Es hat sein Ziel erreicht: es ist eine Fundgrube des Wissens für uns Jüngere geworden und hat auf uns klärend und bestimmend gewirkt.“

Valentin hatte aufmerksam zugehört. „Er muß ein ganzer Mann sein,“ rief er, „der Georg sagt es auch. Nun, der Professor Barr scheint ihm auch so manches aus seinem früheren Leben mitgeteilt zu haben; aber der Georg ist ein stummer Patron. Dafür hat die gute Frau Gerta, die Dienerin des Professors, so manches aus seinen privaten Verhältnissen meiner Mutter anvertraut. Na, Weiber plaudern so was immer aus. Er soll eine Hochgeborne zur Frau gehabt haben, eine Komtesse Falkenau. Sie hat eine Reise nach England gemacht, hat ihn dort kennen gelernt und hat sich sofort sterblich in ihn verliebt. Sie haben sich darauf heimlich mit einander verheiratet, gegen den Willen der gräflichen Familie natürlich, die von einer Verbindung mit einem Bürgerlichen nichts wissen wollte. Frau Barr soll auch theilweise enterbt worden sein; es hat sie aber nicht gehindert, recht glücklich zu sein und ihren Mann anzubeten, wie die Frau Gerta versichert.“

„Ich glaube es wohl,“ rief Arnold und seine braunen Augen schimmerten in Begeisterung. „Sie hatte alle Ursache

dazu. Als ich ihn zum erstenmal sah, war er mir wie ein Zeus erschienen; er war nicht mehr jung, aber von einer edlen, wahrhaft antiken Schönheit und in seinem ganzen Wesen lag ein Zauber, der hinreißend wirkte.“

„Wann bist du denn mit ihm bekannt geworden?“

„Vor etwa vier Jahren. Seine Frau war gestorben und es war ihm hierauf auf seinem stillen Landsitz in Wales zu einsam geworden. Er kam nach Deutschland zurück und ein Zufall brachte uns einander nahe. Niemals noch hatte eine Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht, hatte mich so beeinflusst, wie dieser Mann. Er wurde mein Lehrer, mein Führer. Ich verkehrte eine Zeit hindurch täglich mit ihm und besuchte ihn auch in seinem Hause.“

„Da kennst du wohl seine Tochter Elsa?“

„Ich traf sie einmal in seinem Zimmer. Sie sah mich mit großen klugen Kinderaugen an und hüpfte hinaus. Einige Wochen nachher hatte er auf den Rat seines Arztes Deutschland wieder verlassen und war nach dem Süden gegangen. Seine Gesundheit war damals nicht die beste.“

„O, sie ist es auch heute noch nicht.“

„Er ist doch nicht krank,“ fragte Arnold besorgt. „Ich weiß gar nichts über sein Befinden, er spricht in seinen Briefen nie von sich selbst.“

„So bestimmte Auskunft kann ich dir darüber nicht geben.

Ich komm' nur selten nach Amsee herüber und ich hab' den Herrn schon lange nicht gesehen. Aber der Georg wird dir das alles sagen, der fährt ohne dies jeden Freitag, wenn er vom Berg herunter kommt, nach der englischen Villa hinüber. Es ist sonderbar, der Bursch' ist sonst schüchtern und unbeholfen genug und mit dem gelehrten Herrn kann er sich ganz gut verständigen; ich weiß nicht, wie er das zusammenbringt.“

Sie hatten die Terrasse verlassen und waren über eine in den Felsen gehauene Treppe herabgestiegen, jetzt schritten sie einen schmalen holprigen Weg entlang, der an einigen unregelmäßig hingebauten Hütten vorbeiführte.

„Nun, ich bin wahrhaft ungeduldig, deinen Bruder Georg kennen zu lernen,“ sagte Arnold, und er schritt noch rascher aus, als dränge es ihn, sein Ziel zu erreichen.

## 2. Kapitel.

Das dunkle weinumrankte Häuschen der Wittwe Hofer, der Mutter Valentins, war das letzte das zur Gemeinde Amsee gehörte. Ein winziges Vorgärtchen, in dem Petersilie und Salat wuchsen, lag unmittelbar am Wasser, kaum durch einen niedern Steinwall gegen den Anprall der Wogen geschützt. Das Häuschen hatte einen Unterbau von Stein, in dem auch der Stall für die Ziege sich befand, die Wände und das Giebeldach von Holz hatten durch die Zeit und den Einfluß der Witterung jene sammtartige braunrote Färbung erhalten, die in ihrer Tiefe von so malerischer Wirkung ist.

In den drei Fenstern, die gegen den See heraus lagen, sah man blühende Blumen in Gartentöpfen und dahinter flatterte ein weißer Vorhang.

So überaus hübsch lag das kleine „Häusel“ da, in der Reihe der nachbarlichen Bauten am See weitaus das netteste.

Frau Hofer, eine stattliche Fünfzigerin von gutmütigem Aussehen und jener Schwerfälligkeit, oder sagen wir, klassischen Ruhe, die dem Gebirgsbewohner eigen ist, der sich in nichts leicht übereilt, kam aus dem Hause mit einem Messer in der Hand. Sie wollte einige Salathäupter austreten.

Sie bückte sich nach dem Beet herunter, wobei die großen Zipfel des schwarzen Wollentuchs, das sie fest um den Kopf gelegt trug, ihr tief in das derbe gebräunte Gesicht fielen.

Der Schlag eines Ruders ließ sie aufsehen. In einer Platte, dem dort üblichen Flachboot, das nur aus rohen Brettern gefügt und durch Rippen zusammengehalten ist, stand ein junges Mädchen, zart und schwächlich, fast noch ein Kind, aber sie führte kräftig das lange Stehruder.

Sie tauchte es tief ins Wasser, beugte, dem Stöße nachgebend, den Oberkörper weit vor, verharrte einen Augenblick in dieser Stellung und holte dann zu erneueter Stöße aus. Die ganze Geschmeidigkeit und Zierlichkeit dieses jugendlichen Körpers kam hierbei zum Ausdruck, und man konnte kaum etwas Lieblicheres sehen.

Sie trug einen dunkelblauen Kattunrock mit einem Leibchen aus gleichem Stoffe, das, hoch hinaufreichend, den zarten Hals umschloß; die Ärmelcher waren tief ausgeschnitten und ein großes Hemd, dessen Ärmel bis an die Ellbogen reichten, bauschte sich daraus hervor. Die mageren aber gut geformten Beine, die unter dem kurzen Rock hervorsahen, stakten in groben weißen Wollstrümpfen und darüber trug sie schwere häßliche Holzschuhe.

Sie sah recht ärmlich aus und ebenso die beiden Kinder, die mit ihr in dem Boote sich befanden.

Es waren ihre Stiefgeschwister, einer zweiten Ehe entsprossen; aber auch die zweite Frau war dem Vater gestorben und die damals erst vierzehnjährige Eva hatte alle Obliegenheiten und Sorgen einer Hausmutter übernehmen müssen. Der kleinste Knabe war ein schwächliches Geschöpf, wie sie das Elend erzeugt, er war einer jener Unglücklichen, deren fehlerhafte Gehirnbildung von vornherein jede Entwicklung des Geistes zur Unmöglichkeit macht.

Ihm fehlte jener Funke, den man den göttlichen nennt, ein Beweis, daß das Wesen der Seele nichts für sich Bestehendes, Unzerstörbares ist, daß der Geist mit dem Körper krank und leidet und zugrunde geht. Der kleine dreijährige Idiot saß am Boden und schlug mit den verkrümmten Händchen in das Wasser, das in die Platte eingedrungen war, ohne irgend eine Empfindung darüber zu äußern.

Ein Knabe von sechs Jahren, von gesundem Aussehen, mit einem ganz ungewöhnlich energischen Gesichte, befand sich dem Brüderchen gegenüber, er trug eine Lederhose, grüne Strümpfe und Schnürstiefel, die freilich arg vertreten und zerrissen waren. Indem er sich weit über die Schiffswand hinausbeugte, vergnügte er sich damit, ein Stück Holz, das seiner kindlichen Phantasie ein Boot vorstellte, an einem Bindfaden hinterdrein zu ziehen.

Das Mädchen fuhr dicht an dem Gärtchen vorbei, ihr liebes unschuldiges Gesicht wendete sich der Hofer entgegen und sie rief ihr ein freundliches „Grüß Gott“ zu.

Diese hielt das Häuptel Salat bereits in den Händen.

„Woher kommst denn, Evi?“ fragte sie, langsam gegen den Damm heranschreitend.

„Ich bin beim Bäcker gewesen, ich bring uns Brod für die Suppe.“

„Aber der Schoten fehlt uns, und ohne den ist die Wassersuppe nicht so gut,“ bemerkte der Junge in einem vorlauten Ton.

„Pst, Sepp,“ verwies Evi, „du mußt Gott danken, daß du das hast.“

Die Hofer nickte unmutig mit dem Kopfe.

„Bei euch gehts doch immer am Knappsten her, unsereiner hat auch nichts übriges, aber da sollt man noch immer nachhelfen.“

Dann in sich hineinbrummend: „Da war auch der Teufel mit im Spiel, daß der Fieber noch ein zweites Weib sich nehmen muß, seitdem ist kein Segen mehr in dem Haus.“ Ihr Blick streifte in abergläubischer Eichen das blöde Kind.

„Sag, Evi —“ rief sie dieser zu, die gegen den Landungsplatz, dicht neben ihrem Hause heranzuhr, „dein Vater arbeit jetzt im Schieferbruch am Plattenberg?“

„Ja,“ antwortete Eva, „das Forst-Aerar hat ihn aufgenommen.“

„Und bei der Saline ist er also ganz und gar in Ungnad' g'fallen? und um die Pension hat er sich bracht und das alles wegen seiner Halsstörigkeit.“

Eva hatte wehmütig den Kopf gesenkt, ohne zu antworten.

Im nächsten Augenblick fuhr das Flachboot gegen das sandige Ufer an und so hoch hinauf, daß man bequem aussteigen konnte.

Eva schloß die Ruder fest; sie nahm den kleinen Jungen auf den Arm, hob den Brotleib auf und bedeutete Sepp, mit ihr zu kommen. Dieser aber wollte von dem See und von seinem Spielzeug sich nicht trennen.

Sie redete ihm gütlich zu und nahm ihn endlich an der Hand, ihn mit sich fortziehend.

„V'gut Gott, Mutter Kessel,“ sagte sie faust und freundlich, und sie ging nach links, um ihrer Behausung zuzuschreiten.

Frau Hofer überlegte noch einen Augenblick, dann rief sie laut: „Na, Everl, komm herein, ich will dir meinewegen ein Stück Schoten leihen. 's ist wahr, wenn das bissel geronnene Milch nicht drinn ist, hat die Suppe gar keinen G'schmack.“

Eva wendete sich sogleich um, und schritt dem Häuschen der Mutter Hofer entgegen, in dessen Tür diese soeben getreten war.

In unserem Sepp war aber die Lust am Wasser zu spielen aufs neue erwacht, und da ihn Eva nicht von sich lassen wollte, begann er zu schreien und zu strampeln und zeigte sich ganz ungeberdig. Und nun wurde auch der Kleine auf dem Arme unruhig und zugleich fühlte sie, wie das Brot ihr zu entgleiten drohte — im nächsten Augenblick mußte sie den Buben doch loslassen. Da erschien Frau Hofer an der Schwelle und sie trug das von Sepp so heiß begehrte Stück Quark in der Hand, das man hier Schoten nennt. Ein Löffel davon wird in einen Topf kochenden Wassers verrührt und damit eine Suppe hergestellt, die auf geschnitteltes Brod geschüttet, die hauptsächlichste Nahrung dieser armen Gebirgsbewohner ausmacht.

„Hast schon wieder mit dem Teufelsbuben dein Kreuz,“ rief die Hofer erzürnt, als sie Sepps Anstrengungen gewahrte, sich loszureißen. „Du boshafter Kerl,“ rief sie diesen barsch zu, „wirst du gleich mit der Schwester gehen, wenn sie es haben will.“

„Er soll mir auf den Kleinen ein bissel acht geben, während ich die Suppe koch,“ erklärte Eva, „aber immer wenn ich ihn brauch', so will er nicht.“

„Weil er grad so ein Revoltirer, grad so ein hartköpfiger Lutheraner ist, wie sein Vater,“ schalt Mutter Hofer. „Aber Evi, jezt darfst nicht nachgeben, er muß pariren.“

Der böse Sepp aber hatte seinen Vorteil ersehen, mit einem jähen Ruck entriß er sich der Hand seiner Schwester und wie ein Windspiel schoß er den Weg gegen den See hinab.

Eva aber, nicht minder stink, hatte die Holzschuhe von den Füßen gestreift, das Brot auf die Bank gelegt, den Kleinen auf den Boden gesetzt, und jagte nun hinter dem Bruder drein. Hart bei der Platte erwischte sie den Deserteur und brachte ihn wieder zurück.

„Jezt mußt ihn durchwischen, aber tüchtig, der verdient's,“ rief die sonst so gutmütige Frau ganz erboßt; der Eingefangene schrie aber ärger als vorher und begann mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, und jezt begann auch der Idiot ein Gebüll und die arme Everl stand ratlos zwischen beiden, blickte auf den einen und den andern und fing nun selbst zu schluchzen an.

„Ich weiß mir oft nicht zu helfen,“ jammerte sie, „und wie er mir nur den Guli erschreckt hat.“ Sie ließ nun doch den Sepp los und bückte sich mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit gegen den kleinen August herab, das blödsinnige Kind an sich drückend, um es zu beruhigen.

Sepp hatte indes von der wiedererlangten Freiheit einen unerwarteten Gebrauch gemacht.

Er lief nicht gegen den See hinunter, sondern sprang mit einem Freudenschrei, die Kleinen Arme ausbreitend, die Straße hinauf.

Unwillkürlich sandte Eva einen Blick ihm nach und ihre zarten Wangen flammten plötzlich in Purpurglut.

Sie griff zuerst nach den Holzschuhen, und schon steckten die Kleinen Füßchen darin, nun riß sie das Kind in die Höhe, und jezt bückte sie sich abermals nach dem Brode; aber ihre Verwirrung nahm zu, ihre Augen schienen nichts zu sehen und ihre Hände zitterten so merklich, daß sie das Brod nicht gleich zu fassen vermochte.



Der Schlaf des Gerechten. (Seite 26.)

„Aus is! der Valentin!“ rief jetzt die Hofer, die nach der gleichen Richtung geblickt, überrascht aus. „Was kommt denn der an einem Freitag und wen bringt er denn da mit? Und der Sepp, der Teufelskraz, lauft ihnen grad zwischen die Füß.“

Endlich hatte Eva alles an sich gebracht, und sie rannte von der Haustür, wo sie gestanden, hinweg und der Lahn zu, ohne sich umzusehen.

Aber Sepp rief ihr nach:

„Everl, schau doch, schau, ich hab ein Pferd, das reitet wohin ich will.“

Stolz, mit vor Entzücken glänzenden Augen konnte man jetzt Sepp auf den Schultern Valentins erblicken. Nittlings saß er ihm auf dem Nacken und seine kurzen Beine strampelten unbarmherzig, als gälte es die Sporen einzusetzen, auf der Brust des jungen Burschen herum.

Aber die Everl wollte die Zurufe nicht beachten, und sie zeigte gar keine Neugierde und fing nur noch schneller zu laufen an.

„Hü, hü,“ schrie der kleine Reiter hinter ihr drein, „du Pferd, du reitest mit mir bis zu unserm Häusel, recht schnell, und du spielst dann mit mir wie neulich, gelt ja? ich hab dich gar so lieb, weißt, weil du immer mein Pferd bist,“ und er neigte sein lockiges Haupt und Valentins Hals mit beiden Händen umfassend, küßte er ihn auf die Stirne. Und das Pferd zeigte sich seinem Reiter willig und gehorsam; es setzte Eva nach und hatte sie bald eingeholt und überholt, und der junge Uebermütige schnaubte und pirouettirte jetzt nach echter Pferdemanier vor ihr her, die Verlegene, Hocherrötende dem See entgegendrängend und ihr den Heimweg versperrend.

Und der kleine Reiter verstand das Manöver und lachte darüber so ausgelassen, daß schier zu fürchten war, er werde von seinem Pferd herunterfallen.

„Ei Everl, guten Abend,“ sagte Valentin, „du glaubst wohl, du kannst schneller laufen wie wir, ja g’seht, wir sind dir schon vorgekommen und nun mußt dich halt ergeben. Bist ja eh’ schon rot wie ein Pfingstrosel vor lauter Eifertigkeit — oder vielleicht von sonst was?“ Er sah ihr voll neckendem Mutwillen in das Gesicht. „Stehen bleiben sollst,“ rief er dann mit einem Auslug von Unwillen; „du kommst nicht eher an mir vorüber, ehe du mich nicht ang’sch’n und ein gutes Wort geben hast; gelt Sepp, sie muß auch ein bißel freundlich sein mit deinem Pferd.“

„Streichle mein Pferd, Evi!“ rief dieser befehlend von seinem hohen Sitz herunter.

Diese wendete sich aber immer ferwärts, so daß sie hart an den Damm heraustrat; ihre Holzschuhe ließen sie straucheln und Valentin faßte sie rasch um die Taille, als hätte er ihr Hineinfallen gesücht.

Sie aber riß sich, bis zu Tränen aufgeregert, wieder von ihm los.

„Laß mich, wenn du mich nur siehst, so fangst schon mit deinen Dummheiten an, aber ich hab’ keine Zeit dafür, ich muß dem Vater die Suppe kochen.“

„Also mit der Arbeit hast es so pressant, schau!“ spöttelte Valentin, und in einen mutwilligeren Ton übergehend, „und ich hab’ glaubt, du laufft vor mir davon.“

Das junge Mädchen warf die Lippen auf.

„Oho, vor dir?! Das könnt’ mir einfallen!“ Sie wollte dem trozigen Ton noch einen trozigen Blick hinzufügen, aber dieser Versuch mißlang; es schien fast, als traue sie sich nicht, ihm in die Augen zu schauen.

„So —“ sagte er gedehnt, während ein recht übermütiges Lächeln um seinen Mund zuckte. „Neck bist du auch noch mit mir, dafür werd ich dich halt wieder strafen müssen, wie neulich — weißt du’s noch?“ fügte er leiser hinzu, indem er sein Gesicht zu ihr hinabneigte, daß es das ihrige fast berührte.

„Valentin!“ rief sie entsetzt, und sie ließ das Brot fallen, weil sie es so gar eilig hatte, sich mit der einen Hand den Mund zuzuhalten.

Die Hoferin war indes mit Arnold, der ihr von seiner alten Kameradschaft mit Valentin erzählt hatte, herangekommen.

„Aus is!“ rief sie, im Aerger die Hände zusammenschlagend, „jetzt läßt sie das Brot gar am Boden herumkugeln! Du hast’s notwendig, so einen sündigen Uebermut zu treiben, du! Des seids bei unserm Herrgott eh’ schlecht genug ang’schrieben; aber ich mein, wenn man dir was gibt, so kannt’s auch nehmen.“ Sie hielt ihr den Schoten hin, den sie in ein Stück Papier gewickelt hatte.

„Ich hab drauf vergessen —“ stotterte Eva.

„Es wär grad kein Unglück,“ bemerkte Valentin lustig, „ich hätt dir ihn schon hinübergebracht, wenn du auch gleich vor mir erschrocken wärst.“

Die Mutter warf einen erstaunten, aber höchst unzufriedenen Blick auf den Sohn, und einen zweiten, nicht eben freundlicheren auf das junge Mädchen, das noch immer hoch erglühend mit niedergeschlagenen Augen da stand und den kleinen August gegen ihre Brust drückte.

„Und was wär mir denn das mit dem Valentin? Du kennst ihn lang genug, mein ich, daß d’nicht so ein Schrecken vor ihm zu kriegen brauchst, wird der Bub aber keck mit dir, so sag’s nur gleich, ich werd ihm die Keckheit schon vertreiben.“

Aber Everl trat nicht als Klägerin auf, sie stammelte schüchterne Dankesworte, und daß sie es sehr eilig habe.

„So laß den Sepp herunter, damit sie einmal alle miteinander nach Haus kommen,“ befahl die Mutter.

Valentin gehorchte und er legte hierauf das Brot, das er vom Boden aufgehoben hatte, dem Buben über die Arme.

„Das wirst du tragen, Sepp,“ sagte er, „bist ja auch schon ein starker Kerl, und mußt doch zeigen, daß du zu was tauglich bist. Und so hat die Everl wenigstens eine Hand frei, wenn sie sich vielleicht heut noch einmal den Mund zuzuhalten muß.“

Everl stürzte bei diesen Worten an ihm vorbei, um nur nichts weiter zu hören, und Sepp folgte ihr, in seinen kurzen Lederhöschen gravitatisch einherschreitend und das Brot auf beiden Armen tragend, nach.

Er war ganz sanft und süßsam geworden und er sah sich öfter um, und wechselte dann mit seinem großen Freund einen Blick des Einverständnisses.

Hatte ihm dieser doch versprochen, heute noch zu ihm zu kommen, um mit ihm zu spielen?

(Fortsetzung folgt.)

## Amar Chajjam, ein poetischer Freigeist des Orients.

Von J. Stern.

Die deutsche Sprache, sagt D. F. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, ist ein Pantheon, worin neben den einheimischen Bildwerken in Marmor oder Bronze zugleich die vorzüglichsten der auswärtigen in vollendeten Gypsabgüssen aufgestellt sind. Inbezug auf poetische Erzeugnisse fremder Völker befindet sich der Deutsche, den Genossen anderer neuer Völker gegenüber, in entschiedenem Vorteil. Wie sein Land, so nimmt auch seine Sprache gewissermaßen ein zentrale Stellung ein. Nicht sowohl etymologisch wie die lateinische, daß sie die Wurzel

und damit der Schlüssel eines weiten Kreises von abgeleiteten Sprachen wäre, als vielmehr sozusagen typisch, indem die poetischen Formen aller andern Sprachen sich in keiner so rein abdrucken lassen wie in ihr. Sie ist die einzige unter den lebenden Sprachen, welche die Fähigkeit hat, die Dichtungen der verschiedensten Völker alter und neuer Zeit in ihren ursprünglichen Maßen wiederzugeben. Seit Boß für Homer, Schlegel für Shakespeare die Bahn gebrochen, können wir Deutsche alles, was vom Ganges bis zum Tajo während nahezu dreitausend

Jahren dichterisch hervorgebracht worden, in Uebersetzungen lesen, die uns außer dem Geist und Gehalt auch die sprachliche und metrische Form bis in die feinsten Wendungen hinein empfindbar machen. Aus dieser Eigenschaft unserer Sprache in den Leistungen der deutschen Uebersetzungskunst erwächst den Bildungslustigen unseres Volkes eine Gelegenheit, ihren Gesichtskreis und ihre Empfindungsweise über die nationalen Schranken hinaus zu erweitern, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die französische Sprache ist Weltsprache geworden, indem sie sich als Verkehrsmittel allen Völkern aufzudrängen oder bei ihnen einzuschmeicheln wußte: die deutsche ist es, sofern sie die edelsten Erzeugnisse aller andern Sprachen sich und ihrem Volke zu assimiliren weiß.

Einen neuen kostbaren Zuwachs an poetischen Schätzen fremder Völker hat die deutsche Literatur vor wenigen Jahren erhalten durch die vom Meister Friedrich Bodenstedt in unsere Muttersprache übertragenen „Lieder und Sprüche des Omar Chajjam.“

Unter jedem Himmelsstrich werden Dichter geboren, sagt Lessing. Zu den Ländern aber, in welcher die Poesie ihre herrlichsten Blüten trieb, zählt unstreitig Persien.

Das altiranische Reich erlag der makedonischen Invasion unter Alexander dem Großen (331 vor Christi) und das neupersische Reich der Sassaniden, unter welchem der von Zoroaster oder Zarathustra (das heißt: Goldstern\*) begründete Ormuzdgläubige zu neuem Glanze gediehen war, wurde (634 nach Christi) durch den Ansturm der Moslemein weggesetzt. Mit dem Mächtigwerden des Mohamedanismus in Persien begann jedoch ein neues geistiges Aufstreben. Es ist, als hätte der persische Genius eines gewaltsamen Anstoßes von außen bedurft, um seine Kräfte zu entfalten, als hätte erst die jungfräuliche Frische, Beweglichkeit und stählerne Schnellkraft des Arabertums mit ihm in Verährung kommen müssen, bevor er tönend und gestaltend ins Leben treten konnte. Indessen hatte er schon einige Zeit vor der Herrschaft des Islams seine Schwingen erprobt, nämlich unter der Dynastie der Sassaniden. Auf einen derselben, den berühmten, nachmals im ganzen Orient als Ideal eines Ritters, Jägers und Liebhabers gefeierten Behramgur, weisen die Perser zurück, wenn sie von den Anfängen ihrer poetischen Literatur sprechen, und sie bezeichnen ihn ausdrücklich als Erfinder der Verskunst und besonders des Reims, der aus Persien stammen soll. (Die Poesie der Griechen, Römer und Hebräer kannte bekanntlich den Reim nicht, und in den ältesten Produkten der deutschen Poesie finden wir nur die Alliteration — den sog. Stabreim — nicht den eigentlichen Reim.) Anlaß hiezu soll seine geliebte Sklavin Dilaram gewesen sein, welche die schwungvolle Anekdote ihres Herrn und Geliebten, von inniger Sympathie geleitet, mit gleichgemessenen und am Ausgang gleichtönenden Worten erwidert habe; was unser Rückert in folgenden hübschen Versen besingt:

Auf dem Sassanidentron  
Sah der große Schah Behram.  
Seines Thrones Edelstein  
War die Sklavin Dilaram.

Wann mit Lust er sprach zu ihr,  
Hörte sie ihn ohne Gram.  
Nachzutönen drängt' es sie  
Jedes Wort, das sie vernahm.

Wie sein Wort gemessen war,  
Maß sie ihres ebenam;  
Und wie er die Rede schloß,  
Schloß sie ihre wunderjam.

Dilaram! so schloß er stets,  
Und stets schloß sie: Schah Behram.  
Und so war der Reim entblüht,  
Wie der Held zur Guldin kam.

Darum, Perser, achten wir  
Nicht den Reim für leeren Kram.  
Lied, das ohne Reime fliegt,  
Ist an beiden Schwingen lahm.\*)

Die Glanzperiode der persischen Poesie fällt in den Zeitraum von 900 bis 1500 und zwar wurden bis vor kurzer Zeit von den zahlreichen Dichtern dieser Epoche sieben, als die hervorragendsten, als glänzendes Siebengestirn gefeiert. Es sind: Firdusi, Enweri, Nisami, Dschelal-eddin Rumi, Saadi, Hafis, Dschami.

In den Notizen zu seinem westfälischen Diban bemerkt Goethe: „Man hat aus der sehr schicklich gergelsten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte klügllich und absichtlich erfunden sei, welches wir dahingestellt sein lassen, dagegen aber bemerken wir, daß die sieben Dichter, welche für die ersten gehalten werden, und nach und nach erschienen, wirklich ein etisch-poetisches Verhältnis gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Dasein das Zeugnis gäben.“ Seiner pragmatischen Deutung dieser Siebenzahl fügt nun Goethe bedächtig hinzu, daß er derselben keinen absoluten Wert beilege, es sei nur, meint er, „um mit Quintilian unserem alten Meister zu reden, von Freunden aufgenommen, in der Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas allgemeines bequemlichkeithalber annähernd auszusprechen.“ Diese Einschränkung bewahrt die Goethe'sche Deutung der runden Zahl der sieben großen Dichter Persiens vor der Lächerlichkeit, welchem seiner Zeit die Ausführungen des Philologen Hegel über die Planetoiden verfiel. Zu einer Zeit, da man erst vier (zwischen Mars und Jupiter kreisende) Planetoiden: Ceres, Pallas, Juno, Vesta, kannte, hatte die Hegel'sche Philosophie, die in ihrem spekulativen Dünkel auch in der Naturwissenschaft das große Wort zu führen sich vermaß, auf spekulativem Wege nachgewiesen, daß und weshalb es vier Planetoiden, nicht mehr und nicht weniger, geben könne und war natürlich gründlich blamiert, als die Astronomen immer mehr Planetoiden entdeckten, so daß gegenwärtig gegen 150 gezählt werden.

Omar Chajjam steht den genannten sieben Großdichtern Persiens ebenbürtig zur Seite, sein nächster Geistesverwandter aber ist Hafis, der von Weltfreude und Genüßseligkeit trunkene, freiheitsbegeisterte Pantheist und geschworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Mystiker und Schulpedanten, mit dem wir den Leser in Heft 3 des 8. Jahrgangs der „Neuen Welt“ bekannt gemacht haben. Denn wie dieser sprudelt er seine Genüßfreudigkeit in dithyrambischen Sprüchen auf Wein, Liebe, Gesang und Natur aus, verdammt, geißelt und verspottet er mit Geist, Anmut und Grazie die fromme Nüchternheit, wie die orthodoxe Dogmatik und predigt das Evangelium der Freude und der Vernunft, durchdringt er mit hellem Blick die Nebel des Glaubens und lebt, ein liebenswürdiger Freigeist, als Bürger kommender Jahrhunderte.

Von Hafis, dem Omar um einige Jahrhunderte voranging, so daß jener ohne Zweifel von diesem inspiriert war, unter-

\*) Diese Dilaram ist wohl auch dieselbe, an deren Namen sich das älteste Schachproblem knüpft, das Dilaram — Matt genannt wird. Der Schah von Persien und ein auswärtiger Fürst sollen nämlich einmal auf dem Schachbrett sich heftig bekämpft haben und der erstere verlor nach einander seine sämtlichen Besitztümer. Zuletzt setzte er auch noch seine geliebte Dilaram. Schon kündigte der Gegner ein unabwendbares Matt an, als Dilaram selbst, welche hinter einem Vorhang versteckt alle Züge verfolgt hatte, triumphierend hervorstürzte und den Gegner (Schwarz) in fünf Zügen matt setzte. Wir wollen das hübsche Problem den Freunden des Schachspiels mitteilen.

Stellung: A 2. sch. T; 3. w. B; 4. w. K. 6. sch. B. 8. sch. T. C 2. sch. S; 4. sch. L; 7. sch. B. D 3. sch. B; 6. sch. B. F 5. w. B; 6. w. B. G 6. w. B; 8. sch. K. H 1. w. T; 2. w. S; 4. w. T.

Lösung:

- |                   |              |
|-------------------|--------------|
| 1. T. h 4 — h 8 + | 1. K. n. T.  |
| 2. S. h 2 — g 4 + | 2. K. — g 8. |
| 3. T. h 1 — h 8 + | 3. K. n. T.  |
| 4. B. g 6 — g 7 + | 4. K. — g 8. |
| 5. S. g 4 — h 6   |              |

\*) Die Wurzel str bedeutet in den indogermanischen Sprachen strahlen, daher Stern, griechisch aster (franz. l'aster). Auch der Name Esther, wie Hadassah, die Gemahlin des Ahasverus, in Persien genannt wurde, bedeutet Stern. Die gleiche Wurzel findet sich in Saturn und in Ostra, der altgermanischen Frühlingsgöttin, wovon Ostern.

scheidet er sich außer durch die Versform (Omar bediente sich in der Regel des vierzeiligen sogen. Rubay) auch noch dadurch, daß seine Leier nebenbei auch von ernstern, tiefsinnigen, ja selbst tragischen Akkorden erkönt. — So viel steht fest, sagt Bodenstedt, daß viele der Verse des Omar Chajjam, welche nicht in lokalen Beziehungen wurzeln, ebenbürtig verdienstlich und unbefangenen Hörern ohne Nennung des Dichters vorgelesen, eher würden für neuentdeckte Goethe'sche Verse genommen werden, als für diejenigen eines alten Persers, der achthundert Jahre vor uns lebte und doch schon damals auf einer Höhe der Weltanschauung stand und so tiefe Blicke in die Natur tat, als ob er alle Resultate und Hypothesen unserer philosophischen Spekulation und modernen Naturwissenschaft mit prophetischem Geiste vorausgesehen hätte.

Wir geben zunächst einige Proben der merkwürdigen Dichtungen. Die Vergeltungslehre des Islam führt der Dichter in seiner Weise ad absurdum, indem er darauf hinweist, daß der Mensch nicht anders sein und handeln kann, als ihn Gott geschaffen; sündigt er, so hat Gott selbst den Trieb zur Sünde ihm ins Herz gesenkt, wie mag er ihn dafür strafen wollen?

Als mich Gott geknetet aus Ton, auf Erden zu wandeln,  
Kannst' er genau vorher mein Streben und Handeln.  
Da ich so sündhaft nur, wie Gott es wollte, geraten,  
Warum am jüngsten Tag noch in der Hölle mich braten!

In einer andern Wendung drückt denselben Gedanken ein anderer Vers aus:

Du, Herr, bist Lenker von Leben und Tod,  
Es kreist Himmel und Erde nach deinem Gebot.  
Wenn ich schlecht als dein Sklav bin, was kann ich dazu?  
Der Schöpfer und Lenker von allem bist du.

Zu einer direkten Kritik Gottes über den Widerspruch der menschlichen Natur mit den religiösen Geboten versteigt sich der Dichter im folgenden Verse:

Du gabst uns Triebe, die uns gewaltsam treiben,  
Und befielst uns, wir sollen enthalten bleiben.  
Durch diesen zwiespältigen Zustand  
Kommen wir Armen zu keinem Ruhstand.  
Es ist uns in unserer Not,  
Als heißte dein Gebot,  
Einen vollen Weinkrug umzukehren  
Und doch ihm auszusießen zu wehren.

und in einem andern:

Von allen Seiten hast du uns mit Schlingen bedroht  
Und sprichst: wer hineinfällt, den trifft der Tod.  
Du suchst selbst uns verlockende Fallen zu stellen  
Und straffst dann, wen sie verlockt, als Rebellen.

Eine beißende Kritik des von den Gläubigen ob seiner unerschütterlichen Weisheit maßlos bewunderten Allah enthält auch der Vers:

Der die Beste der Erde gegründet  
Und das Licht der Sterne angezündet,  
Wie viel Schmerzen, Wunden und Plagen  
Gab er den Herzen der Menschen zu tragen.  
Wie viel süße Kubinenmunde  
Begrub er im schmutzigen Erdschunde,  
Wie viele Locken voll holber Düfte  
Wurden durch ihn ein Raub der Gräfte.

Als Nichtgläubiger erweist sich Omar Chajjam in bezug auf das Jenseits mit seinen verheißenen Freuden und angedrohten Leiden.

Um Höllenfurcht und Himmels Hoffnung drehn:  
Sich Kirchen, Synagogen und Moscheen;  
Doch wer gedrungen bis zum Quell des Lichts,  
Macht sich aus Himmel und aus Hölle nichts.

Ein anderer Vers lautet:

Man sagt, es gibt ein Paradies, wo Huris uns umschlingern,  
Wo klarer Wein und Honig fließt und Lebensquellen springen.  
Bring Wein! Mir scheint um fernes Glück zu dürsten nicht vernünftig:  
Ein Tag der Freude ist mir jetzt mehr wert als tausend künft'ig.

Das klingt ungefähr wie das Wort Faust's:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,  
Und diese Sonne scheint meinen Leiden;  
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,

Dann mag, was will und kann, geschehn.  
Davon will ich nichts weiter hören,  
Ob man auch künftig haßt und liebt  
Und ob es auch in jenen Sphären  
Ein Oben oder Unten gibt.

Und wenn Heine singt: „Den Himmel überlassen wir den Englein und den Spazern“, so singt Omar:

Wir haben alles dahingegeben,  
Was die Gläubigen als ihr Höchstes erstreben;  
Wir verzichten im klugen Genuß der Zeit  
Auf Lohn und Strafen der Ewigkeit.

Wie Omar über das Gebet denkt, erfahren wir aus folgendem Vers:

Wir denken wieder an unsere Weingeräte  
Und lassen den andern ihre fünf Tagesgebete.  
Wo wir Flaschen mit langen Hälften entdecken,  
Wollen wir, lang wie sie, unsere Hälse strecken.

Der Mensch hat überhaupt vom Himmel eher Schlimmes als Gutes zu erwarten:

Dieser hochragende Himmelskreis,  
Der nur zu plagen und zu plagen weiß,  
Ist noch nie einem menschlichen Wesen  
Ein Schwierigkeitserlöser gewesen,  
Hat kein Unglück verhindert,  
Keine Leiden gemindert,  
Doch wo er blutende Herzen gefunden,  
Ihnen geschlagen noch neue Wunden.

Daß er, wenn er je einmal die Moschee betritt, nicht Betens halber hineingeht, läßt sich denken:

Obgleich ich die Moschee voll Andacht betreten,  
Bin ich doch nicht gekommen darin zu beten.  
Ich wollte nur selber sehen und hören,  
Wie die frommelnnden Heuchler das Volk betören.

Was er von den Priestern des Islam hält, sagt er uns im nachstehenden Ohafel:

Die den Teppich zum Gebete mit devotem Rücken tragen,  
Sind wie Esel, die des Heuchelns Werkzeug auf dem Rücken tragen.  
Schlimmer als die Heiden glauben diese Islambenchler selbst nicht  
An das Wort, das sie zum Volk in heiligem Verzeiden tragen.

Köstlich ist der satirische Pfeil auf die Dummheit im allgemeinen:

Am Himmel ist ein Sternbild der Stier genannt,  
Ein anderer Stier ist unter der Erde bekannt\*);  
Du öffne die Augen, um klar zu sehen,  
Wie viel Esel zwischen diesen beiden Ochsen stehn.

Des Dichters Religion ist die Liebe, welche über alle Bekannnisse hoch erhaben ist:

Ein jegliches Herz, das die Liebe verkärt,  
Gleichviel welcher Glaube die Andacht nährt,  
Hat die Leuchte zum Ziel alles Höchsten gefunden,  
Hat Himmel und Hölle in sich überwunden.

Es ist derselbe herrliche Gedanke, den Lessing im Testament Johannis entwickelt.

Des Menschen Bestimmung ist neben der Liebe der heitere Lebensgenuß:

Man soll ins Herz nicht die Saat der Traurigkeit sinnen,  
Vielmehr den Blick auf die Freuden des Lebens lenken,  
Wein trinken, der Neigung des Herzens leben;  
Nur kurze Frist ist allem, was atmet, gegeben.

Dieses Recht der Weltfreude läßt sich der Dichter von Gott selbst nicht verklümmern:

Möge mir immer ein voller Becher zur Hand sein!  
Immer mein Herz von schönen Augen in Brand sein!  
Sagt man: Gott fordert Entsaugung — so sag ich: das kann er,  
Aber ich kann sie nicht üben, ich müßte sonst ohne Verstand sein.

Wein, Weib, Gesang und Naturschönheit sind des Dichters Wonne, sie sind ihm ein Vorn unerschöpflichen Entzückens und sie begeistern ihn zu schwungvollen, bald feierlichen, bald übermütigen Rhythmen.

\*) Nach der altpersischen Sage ruht die Erde auf dem Horn eines gewaltigen Stieres. Zuweilen wirft der Stier zur Abwechslung die Erde von einem Horn auf das andere, woher die Erdbeben und dergleichen entstehen. (Bodenstedt.)

26



Das Bürgerthal bei Göttingen. (Seite 26.)

Der Lenz hat mir durch seine Rosen geboten,  
Etwas zu verüben, was im Koran verboten:  
Ich soll Menschenrosen mit duftigen Loden  
Durch Wein zu den Rosen im Garten locken.

Wenn das Weischn frisch aus dem Boden sprießt  
Und der Westwind die ersten Rosen erschließt,  
Trinkt, wer klug ist, unter grünem Gezeige  
Mit einer Schönen das Glas bis zur Reige.

Dreierlei macht meines Lebens Wonne:  
Wein, schöne Mädchen und Morgenjonne.

Wein und Lautenklang hier in Garten und Wiese,  
Gilt mir mehr als Huris im Paradiese.

Trink rosigen Wein, wenn die Knospen springen  
Und laß Flöten und Harfen beim Becher erklingen.

Trink Wein mit schlanken, herzraubenden Wesen,  
Um vom Biß der Schlange des Grams zu genesen.

Uner schöpft ist des Dichters Harse besonders im Lob des  
Weins, der ihm über alles geht:

Ein Glas Wein wiegt hundert Herzen auf,  
Mit hundert Religionen im Kauf,  
Nicht um das Kaiserreich China gebe  
Ich preis die herbe Tochter der Rebe.  
Was kann von den Schätzen auf Erden  
Mit ihr verglichen werden?  
Was uns das trübe Leben gewährt,  
Hat Wert nur, wenn durch sie verklärt.

Selbst im Tod noch will er den Wein nicht missen:

Wenn ich tot bin, so wascht mit Wein meine Glieder,  
Und am Grab, statt Gebete, singt lustige Lieder;  
Und sorcht ihr nach mir am jüngsten Tage,  
Ihr findet im Staub vor der Schenke mich wieder.

Ähnlich Hafis:

Rehr ich einmal aus der Erde  
Modrigen Schlunde wieder,  
Eilig, eilig in die Schenke  
Wander' ich zur Stunde wieder.

Ueber das Weinverbot des Korans macht er sich mehr als  
einmal lustig.

Gott hat uns Wein verheißen im Paradiese;  
Taugt Wein für jene Welt, warum nicht für diese?  
Ein trunkner Araber schlug Hamja's\*) Kameel ein Wein ab,  
Zur Sühne dafür hält der Prophet uns vom Wein ab.

In der Tat ist letzteres ebenso absurd, als daß die Juden  
noch heutzutage den Genuß des Hinterviertels von Bierfüßlern  
sich versagen, weil der Erzvater Jakob beim Ringkampf mit  
Gott, bez. einem himmlischen Wesen, sich die Hüfte verstaucht  
hat. — Sehr hübsch ist folgendes Frage- und Antwortspiel:

Berehrungsvoll grüßt von mir den Propheten:  
Zu offenbaren mir sei er gebeten,  
Warum uns saure Milch mit Salz und Eis erlaubt  
Und reiner Wein verboten überhaupt?  
Bringt meinen Gruß Chajjam und redet so:  
Unwissender, wann sagt ich dir und wo,  
Der Wein sei nicht erlaubt? Nur dummen Tröpfen  
Gilt mein Verbot, nicht aber klugen Köpfen.

Ein anderer hat einmal behauptet, Muhamed habe seinen  
Gläubigen den Wein verboten, damit er ihnen desto besser  
schmecken möge, gemäß dem Wort: Nitimur in vetitum (das  
Verbotene reizt).

Wer aber den Dichter niedriger Genußsucht zeihen möchte,  
würde irren.

Ich trinke nicht Wein, um zu trinken blos,  
Nicht zu schwelgen sitten- und glaubenlos;  
Ich trinke um höher mich zu beleben,  
Mich aus mir und über mich zu erheben.

Ähnlich äußert er sich über die Liebe:

Die gemeine Liebe ist verwerflich ganz,  
Ein Glimmern in der Nische ohne Wärme und Glanz,  
Doch wo die wahre Liebe glüht,  
Ergreift sie das ganze Herz und Gemüt,  
Läßt keine Ruh bei Tag und Nacht,  
Weiß nicht ob Wunde, ob Jahre verbracht,  
Denkt an Essen und Trinken nicht,  
Ihr ganzes Wesen ist Blut und Licht.

Vom Glück der Großen und Vornehmen hält der Dichter  
nicht viel.

Wie viele unserer großen Herrn  
Sind gleichende Schalen mit faulem Kern!  
Sie haben vom Glücke nur den Schein,  
Ihr Herz verzehrt sich in Qual und Pein.  
Doch sind sie so verdreht im Geist,  
Daß Mensch bei ihnen der nur heißt,  
Wer ihre niedern Lüste teilt  
Und am wahren Glück vorüberreißt.

Die Schiller'sche Sentenz über das Glück: „Es ist nicht  
draußen, da sucht es der Tor, es ist in dir, du bringst es ewig  
hervor“ findet sich auch bei unserem Dichter:

Dein Glück kannst du nur von innen,  
Von außen nicht gewinnen.

Wie Horaz mit seinem carpe diem! (Pflücke die Frucht  
des Augenblicks!) empfiehlt auch unser Dichter, das Gute, was  
die Stunde deut, frischweg zu genießen:

Eine Nachtigall, die trunken zum Garten flog,  
Wo ein Rosenfeld über den andern sich bog,  
Raunte ins Ohr mir: Erfasse das Glück  
Des Lebens im Fluge, es kommt nicht zurück.

Töricht aber ist es, durch Bekümmerniß um die Vergangen-  
heit oder durch Sorge um die Zukunft sich die Gegenwart zu  
trüben:

Bergiß die Tage, die verloren sind,  
Fürchte die nicht, die noch nicht geboren sind.  
Schnell, wie der Wüstenwind entfliehet mein Leben,  
Allein so lang mir Odem noch gegeben,  
Mach ich mir um zwei Tage keinen Gram:  
Den Tag, der schon verging und den, der noch nicht kam.

Aber bei all seinem Frohmut und seiner leichtblütigen Auf-  
fassung des Lebens wird der Dichter zuweilen von trüben Re-  
flexionen beschlichen, z. B.:

Gesetzt, du hättest glücklich gelebt hienieden: was dann?  
Und es wäre dir ein seliges Ende beschieden: was dann?  
Gesetzt, du hättest hundert Jahre glücklich gelebt  
Und könntest noch hundert Jahr leben zufrieden: was dann?

Ja es entfährt ihm sogar einmal jenes pessimistische Urteil  
(dem wir auch in der Literatur der alten Hebräer und selbst bei  
Sophokles begegnen), daß das Nichtsein der glücklichste Zustand,  
sei, das aber in der Regel einer momentanen trübseligen Stim-  
mung entspringt:

Der Himmel scheint nichts zu tun als uns zu quälen und grämen,  
Er deut seine schönsten Gaben blos, um sie wieder zu nehmen.  
Die noch nicht Geborenen kennen des Lebens Qual und Gefahr nicht,  
Wenn sie das Dasein kennen, sie kämen ins Dasein gar nicht.

Mit diesen Proben glauben wir eine deutliche Vorstellung  
von der Muse Omar Chajjams gegeben zu haben. Denselben  
soll sich nun ein kurzer Lebensabriß desselben nach Bodenstedt  
anschließen.

Omar Chajjam wurde als Sohn eines Zeltmachers in  
einem Dorfe bei Nischapur in der Provinz Chorassan, wahr-  
scheinlich um die Mitte des elften Jahrhunderts, geboren. Seine  
Lieblingsstudien, Astronomie und Philosophie, führten ihn schon  
früh auf die Hochschule nach Nischapur, welche damals in hoher  
Blüte stand. Omar gehörte zu den drei Lieblingsjüngern des  
berühmten und hochangesehenen Lehrers Mowasif, dessen Unter-  
richt genossen zu haben als die beste Empfehlung zu ehrenvollen  
Stellungen und Aemtern galt. Der andere dieser drei Bevor-  
zugten war Hassan Esabah, der sich nachmals an die Spitze  
der dem persischen Trone feindlich gesinnten Ismailiten stellte,  
einer fanatischen Glaubenssetze, die unter seiner Führung bald  
zu furchtbarer Bedeutung heranwuchs, durch ihre Bluttaten ganz  
Persien in Schrecken setzte, auch später in der Geschichte der  
Kreuzzüge eine verhängnisvolle Rolle spielte und in Europa  
unter dem Namen der Assassinen bekannt wurde. Der dritte  
war Abdul Kassim, der später die Gunst des mächtigen Aly-  
Arslan in so hohem Grade zu gewinnen wußte, daß er ihn  
zum ersten Weiser seines Reichs machte, unter dem Titel  
Nizam-el-mulk, gleichbedeutend mit Reichskanzler. Die drei  
Jugendfreunde hatten sich gegenseitig feierlich gelobt, daß der-

\*) Ein Verwandter Muhameds.

jenige von ihnen, der vom Glück zuerst begünstigt werde, verpflichtet sei, die andern an seinem Glück teilnehmen zu lassen. Als nun Omar — der in seine Heimat zurückgekehrt war, wo er, um seine astronomischen Studien fortsetzen zu können, nebenbei das Gewerbe seines Vaters treiben mußte — von der glänzenden Laufbahn seines Jugendfreundes Abdul Kassim hörte, machte er sich auf den Weg nach Bagdad, um diesen an das Gelübde zu erinnern. Der Nisam-el-mulk nahm ihn herzlich auf und fragte nach seinen Wünschen. Diese beschränkten sich darauf, durch ein mäßiges Jahresgeld der gemeinen Sorge entzogen zu werden, um ruhig seinen Studien leben zu können. Dies wurde ihm gewährt; ein ihm angebotenes Hofamt schlug er aus und zog zufrieden von dannen.

In der Geschichte der Wissenschaften steht Omar Chajjam verzeichnet als der erste Astronom seiner Zeit, in welcher Araber und Perser sich bekanntlich besonders hervortaten. Noch in der Gegenwart hat man es in Frankreich der Mühe wert gefunden, seine arabische Abhandlung über Algebra zu übersetzen und nebst seinen astronomischen Tabellen herauszugeben. Der kriegsgewaltige König Malek-Schah, der zugleich ein Freund der Kunst und Wissenschaft war, wollte seinen Namen auch durch Herstellung eines neuen Kalenders verewigen und dazu mußte Omar nebst sieben andern Gelehrten beihilflich sein. Er soll beim König in hoher Gunst gestanden sein, aber immer die Unabhängigkeit seines Charakters bewahrt haben. Die Glanzperiode persischen Geisteslebens begann unter dem Patronat freisinniger, wohlwollender Fürsten. Dieses Patronat aber verwehrt jede selbständige Entwicklung des Nationalgeistes und machte die Bildung zur höfischen, die Poesie zur Hofpoesie, deren Bedingungen und Beschränkungen nur einzelne kühne Geister zu überspringen wagten. Es ist daher gesagt worden: „Der Schah ist das eigentliche Sternbild der persischen Dichter, von dem sie Licht und Wärme für ihre Hervorbringungen empfangen; der Schah regte die Gefänge der Dichter an, empfahl und belohnte sie oder ward durch die Unnade, die er ihnen bewies, ihre oft den Tod bewirkende Kritik.“

Was nun Omar betrifft, so hatte er mit der Schaar von Poeten, welche den Herrscher umgaben, um dessen Taten zu verherrlichen und ihm Weihrauch in Versen zu streuen, nichts zu tun. Omar war ein Dichter von Gottes Gnaden, aber keiner von Profession. Er suchte nicht nach Stoffen, um sie zu bearbeiten; er schrieb nur, wenn er von innen dazu angeregt

wurde, dann aber entsprossen ihm seine Verse so natürlich, wie einem in gutem Boden wurzelnden Baume Blüten und Früchte. Die Muse war ihm Herzensfreundin, was er schrieb, schrieb er für sich allein, in einer schönen, wohlklingenden Sprache, die damals ihre beste Zeit hatte und die er so meisterlich beherrschte, daß seine Verse noch heute mustergiltig sind. Oft kam es vor, daß er in lebhafter Unterhaltung über Dinge, die ihm tief gingen, Verse improvisierte, die dann von Freunden wie Feinden festgehalten und niedergeschrieben wurden, häufig, um ihm zu schaden und die Priester gegen ihn aufzubringen, über deren Heuchelei er sich lustig machte. Die glaubenswütigen Prediger des Koran verfehlten auch nicht, den in beschaulicher Einsamkeit Herz und Himmel erforschenden Dichter und Astronomen zu vertezern und zu verlästern und ihm sogar nach dem Leben zu trachten. Zu wiederholtenmalen wurde er beim König der Gotteslästerung angeklagt, und Malek-Schah hatte seine liebe Not, ihn vor den Verfolgungen der Priester und Richter zu schützen; doch der Nisam-el-Mulk ließ ihm seinen mächtigen Schutz zuteil werden, mit freundschaftlicher Warnung zur Vorsicht, die jedoch bei dem furchtlosen Mann wenig fruchtete. Es spricht nicht wenig zum Ruhm des mächtigen Malek-Schah, daß er, obgleich keineswegs taub für die Stimme der Schmeichelei und überschwänglicher Huldigung, doch bis zu seinem Tode treu zu einem Manne hielt, dem alle Schmeichelei und Ueberbischwenglichkeit ein Grauel war, der dies in blanken, schneidigen Versen aussprach und darin zugleich alle Großmannsucht, alles eitle Gleißeln als Torheit verspottete.

Als Dichter mußte Omar, seit er Aufsehen zu machen begann, nach der Sitte des Landes einen andern Namen annehmen, und er nannte sich nach dem Gewerbe, das sein Vater und er selbst betrieben, Chajjam, d. h. im Arabischen Zeltmacher, und die Perser rühmten die große Bescheidenheit, welche Omar wie in seinem ganzen Leben, so auch in der Wahl seines Dichternamens gezeigt, während seine Vorläufer und Nachfolger stolzere Namen trugen, wie Zirdusi (der Paradiesische), Saadi (der Glückselige), Emveri (der Strahlende), Hafis (der Gedächtnisstarke) u. s. f.

Nach dem Tode des Dichters taten die Priester alles Mögliche, die zündenden Reimblicke Omars durch Unterdrückung seiner Schriften unwirksam zu machen und dies Vernichtungsgeschäft wurde von ihren Nachfolgern bis auf den heutigen Tag redlich fortgesetzt.

## Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlik.

### 1. Im Bureau des Rechtsanwalts.

Im ersten Stockwerke eines Hauses an einem der schönsten Plätze der Residenz lag die Wohnung des Justizrats Harder, eines der berühmtesten Rechtsanwälte der Stadt.

Die Wohnung zerfiel in zwei Hälften. Auf der einen Seite lag die Privatwohnung des Justizrats, der mit einer ehrenhaften, aber in vieler Hinsicht unbedeutenden Frau in langjähriger kinderloser Ehe lebte.

Justizrat Harder galt als eine Autorität, wenn es sich um Ratschläge in verwickelten Prozessen oder kritischen Rechtsfragen handelte.

In den späten Nachmittagsstunden eines regnerischen März-tages saßen Harders Bureauvorsteher und mehrere Schreiber in emsiger Arbeit an ihren Pulten.

Die Herren waren mit dem Konzipieren verschiedener Schriftstücke und mit dem Sortieren großer Aktenstücke beschäftigt, als ihre Aufmerksamkeit durch das Öffnen der Tür, die in das Vorderzimmer des Chefs führte, von ihren Beschäftigungen abgelenkt wurde.

Auf der Schwelle erschien der Justizrat.

Er mochte ein Mann von drei- bis vierundfünfzig Jahren

sein. Ein behäbiges Embonpoint und große graue Augen, deren durchdringender Blick durch die joviale Miene, die stets um den freundlich und verbindlich lächelnden Mund lag, paralysiert wurde, gaben seiner ganzen Erscheinung einen angenehmen, wohlthuenden Charakter. Sein volles, aber schon stark grau melirtes Haar verlieh ihm beinahe etwas Ehrwürdiges, wenn nicht die muntere Laune, die ihn stets durchsprudelte, ihm noch einen Schimmer von Jugend gegeben hätte.

„Meine Sprechstunde ist zwar noch nicht ganz vorbei,“ — sagte der Justizrat, indem er nach seiner Uhr sah, die ein Viertel nach Sechß zeigte, — „weisen Sie aber heute jeden ab, der vielleicht noch kommen sollte; ich habe für heute Abend mit meiner Frau eine Einladung zum Ball in das Theelen'sche Haus angenommen, und will mich, sowie ich noch einige notwendige Briefe geschrieben habe, dazu rüsten.“

Der Bureauvorsteher Henschel, an den sich Harder gewandt hatte, verneigte sich.

Der Justizrat trat in sein Zimmer zurück, dessen Tür er hinter sich schloß.

Wenige Minuten waren vergangen, als an der äußeren Tür, die vom Treppenhof hereinführte, geklopft wurde.





Gleich darauf trat eine Dame ein, die den Schleier hochschlug und die Herren mit sehr sympatischer Stimme begrüßte.

Der Bureauvorsteher drehte, indem er hastig aufstand, unwillkürlich die Gaslampe über seinem Pulste etwas höher, gleichsam als wollte er das reizende jugendliche Gesicht der Eingetretenen in noch hellerem Lichte schauen.

„Ist der Herr Justizrat Harder zu sprechen?“ fragte sie.

„Bedauere unendlich, meine Gnädigste!“ erwiderte Henschel, der ihr entgegentrat, „der Herr Rat haben seine Tür soeben geschlossen.“

„Es würde mir recht leid tun, wenn ich den Weg vergebens gemacht hätte“, fuhr die Dame fort, „sollte Herr Harder nicht kurze Zeit für mich übrig haben?“

Der liebevolle, sanfte Ton ihrer Stimme erhöhte den angenehmen Eindruck ihrer äußeren Schönheit auf den Bureauvorsteher, der sich verneigte und so galant es ihm möglich war, mit gespitztem Munde flüsterte:

„Ich will es versuchen!“

Er ging an die Tür des vorderen Zimmers, horchte einen Augenblick, und klopfte dann an.

Nach wenigen Sekunden öffnete sich die Tür und Harder trat mit fragendem Blick in die Kanzlei.

Henschel wies mit einer Handbewegung auf die junge Fremde, die dem Justizrate eine artige Verbeugung machte.

„Verzeihen Sie, Herr Justizrat“, begann die Dame, „wenn ich Sie so spät noch störe. Ich bin erst heute hier in der Residenz angekommen und es handelt sich mir nur um die vorläufige Anfrage, ob ich auf Ihren Rat und Beistand in einer sehr diffizilen Prozeßsache rechnen dürfte?“

Harder unterlag demselben Zauber, den die echtweibliche Schönheit der jungen Frau schon auf seinen Bureauvorsteher ausgeübt hatte. Er starrte das reizende Weib einen Augenblick bewundernd an und führte dasselbe in zuvorkommendster Weise in sein Privatzimmer.

Die Dame ließ sich auf einen Sessel nieder, den ihr Harder verbindlich zurecht rückte, und stellte sich ihm dann vor:

„Mein Name ist Amalie Jonston, ich bin Wittwe, und komme aus London, wo ich mein Domizil habe!“

Der Justizrat, der sie mit noch erhöhtem Interesse betrachtete, als er hörte, daß dieses reizende junge Geschöpf schon den düsternen Wittwenschleier trüge, fiel ihr in das Wort:

„Dann bewundere ich, gnädige Frau, außer vielem anderen“, er verneigte sich huldigend, „doch ganz besonders, daß Sie unsere Sprache so vortrefflich und rein zu reden wissen!“

Mistress Jonston schlug die Augen nieder; ein flüchtiges Rot bedeckte ihr Gesicht. Es blieb zweifelhaft, ob es Verlegenheit, Unmut oder gar ein schmerzliches Gefühl war, das ihre Züge färbte.

Auch lag ein merkbares Zittern in ihrer Stimme, als sie entgegnete:

„Ich bin eine geborene Deutsche. Während der acht Jahre, die ich in London weilte, habe ich meine deutsche Heimat nie vergessen; es waren ganz eigene, ungewöhnliche Verhältnisse, die meinen Vater einst bestimmten nach England zu gehen, und gerade dieserwegen komme ich zu Ihnen.“

Dabei überreichte sie ihm einen Empfehlungsbrief von einem Londoner Kollegen des Justizrats.

Harder, der ein immer größeres Interesse für die schöne Fremde empfand, verbeugte sich, durchslog den Brief, den sie ihm gegeben, und reichte ihr dann die Hand.

„Ganz zu Ihren Diensten, meine Gnädige“, bekräftigte er, „es hätte dieses Empfehlungsbriefes gar nicht bedurft, um mein Interesse für Ihre Sache zu erwecken. Wollen Sie mich gefälligst nur näher orientiren.“

Amalie Jonston schlug herzlich in die ihr gebotene Hand ein; sie fühlte instinkartig, daß sie einen Ehrenmann vor sich hatte.

„Ich werde“, sagte sie aufstehend, „Ihnen morgen Vormittag verschiedene Dokumente und eine Vollmacht meines Vaters, nach welcher ich seine Ansprüche hier verfolgen soll, überbringen.“

Für heute nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mir helfend zur Seite stehen wollen. Beruhigt lehre ich nun in mein Hotel zurück.“

„Sie wohnen im Hotel?“ fragte er wie bedauernd.

„Mir blieb nichts anderes übrig, denn ich bin ganz fremd in hiesiger Residenz.“

„Dann kann ich Sie unmöglich fortlassen ohne Sie meiner Frau vorgestellt zu haben, damit Sie doch nicht ganz ohne gesellschaftlichen Anhalt bleiben.“

„Sehr gütig!“

„Gewiß werden Sie uns die Ehre erzeigen, den Tee bei uns zu nehmen“, er stockte plötzlich in der Rede und knipste ärgerlich mit den Fingern, „wie schade! Ich habe ganz vergessen, daß ich mit meiner Frau diesen Abend einen Ball besuchen soll.“

„Umso mehr Grund, mich schnell zu entfernen!“ rief Mistress Jonston und tat einen Schritt der Türe zu.

„Wir könnten absagen lassen!“

„Das werde ich nie zugeben!“

„Halt, noch einen Ausweg“, sagte der Justizrat lebhaft, „das Theelen'sche Haus, in das wir geladen sind, ist eines der glänzendsten und zugleich gastfreiesten der Residenz; wenn Sie uns begleiten wollten, wäre es für meine Frau und mich leicht, Sie dort einzuführen.“

Amalie zauderte unschlüssig.

„Wie liebenswürdig Sie sind — nur fürchte ich, daß —“

„Kein Bedenken, gnädige Frau! Jedenfalls erlauben Sie mir, Sie meiner Gattin vorstellen zu dürfen!“

Dabei bot er ihr galant den Arm.

„Ihrer Gemahlin will ich mich gern präsentiren“, sagte sie, indem sie ihren Arm in den seinigen legte, „ich sehe es sogar als Schuldigkeit an, der Frau meine Ehrfurcht zu beweisen, deren Mann mich so freundlich aufgenommen hat.“

Harder öffnete eine Seitentür und führte die Engländerin in den Teil der Wohnung, wo die Privatzimmer lagen, in deren einem die Justizrätin soeben an ihre Toilette für den Theelen'schen Ball gehen wollte.

## 2. Ein großes Kaufmannshaus.

Es lag wie ein trüber Nebelschleier über der Stadt. Die Gasflammen der zahlreichen Straßenlaternen verloren durch den nassen Dunst die Hälfte von ihrer Leuchtkraft.

Aber selbst diese ungünstigen Witterungsverhältnisse konnten nicht die Intensität des glänzenden Lichtmeeres abschwächen, das dem prächtigen Eckhause entströmte, dessen Front nach zwei Hauptstraßen der Residenz lag.

Es war das allbekannte Theelen'sche Haus, das von einem glänzenden, fast ehrfurchtsvollen Nimbus in der öffentlichen Meinung umgeben war.

Durch mehrere Generationen war es die Heimat einer der ältesten und geachtetsten Kaufmannsfamilien der Stadt. Mochte die Art der Geschäftsführung heute auch eine ganz andere geworden sein, als die Traditionen früherer Jahre sie in denselben Mauern schilderte, so lag das naturgemäß in den Verhältnissen der Gegenwart.

Hatte sich das geschäftliche Leben in dem Theelen'schen Hause im Lauf der Zeit geändert, so war dagegen das Familienleben in demselben stets dasselbe geblieben: patriarchalisch, ehrbar, ungestört, glücklich.

Nur einmal, vor einigen Jahren, hatten die bösen Zungen des Stadtviertels und der Bekanntenkreise von einem Konflikt in demselben wissen wollen.

Es war zu jener Zeit gewesen, als ein neuer Buchhalter, Ernst Senger, in das Theelen'sche Haus gekommen war. Man munkelte damals von argen Zerwürfnissen zwischen dem alten Kommerzienrat Theelen und seinem jungen Buchhalter, sah aber bald, daß man sich, wie oft, durch leere Redereien hatte täuschen lassen, denn grade dieser zuerst angefeindete Ernst Senger wurde durch unvermutete Verlobung und bald folgende Heirat mit der einzigen Tochter Leopoldine der Schwiegersohn

des alten Theelen, und als letzterer bald darauf starb, der Chef der alten Firma, die er aus „Gottthilf Theelen“ in „Theelen Nachfolger“ umänderte.

Immer heller strahlte das Gestirn des alten Hauses mit der neuen Firma auf, und der jezige Besitzer beschränkte sich nicht, wie sein verstorbener Schwiegervater, auf Waarengeschäfte, sondern betrieb, den Anforderungen der Gegenwart Rechnung tragend, moderne Spekulationen in Aktien, Straßendurchbrüchen und ähnlichen Unternehmungen. Dabei operirte er mit vielem Glück, denn Wechsel mit seinem Accept oder Giro galten bei den Banken für hochsein und waren überall wie bares Geld zu begeben.

Das war das Aeußere des Theelen'schen Hauses, wie alle Welt es kannte.

Treten wir jetzt in das Innere.

Hier schwamm augenblicklich alles in einem Meer von Licht. Tropische Pflanzen schmückten das Treppenhaus und der Duft prachtvoller Hyazinten und Maiglöckchen durchzog aromatisch alle Räume des Hauses.

In einem kleinen Zimmer des ersten Stockwerkes, das auf der Hofseite lag, befand sich der Herr des Hauses.

Ernst Senger war eine imposante Erscheinung, ein wahrhaft schöner Mann.

Groß und stattlich gewachsen, hatte seine Figur bei kräftigster Männlichkeit doch etwas Classisches in den Formen. Sein Gesicht war regelmäßig und angenehm. Namentlich übten die großen blauen Augen, die ungemein lieb und freundlich blickten, einen wahrhaft magnetischen Zauber aus. Das hellblonde Haar und der rötlich blonde, wohlgepflegte Vollbart paßten sehr gut zu den Augen und dem rosigen Teint des Gesichtes.

Senger stand vor einem hohen Wandspiegel und beendete soeben seine Toilette.

In diesem Augenblick schlug die Pendule auf dem Kaminsims neun.

„Benachrichtigen Sie das Kammermädchen meiner Frau“, sagte Senger zu seinem Diener, der ihm Hut und Handschuhe reichte, „daß es Zeit ist, im Salon zu erscheinen!“

Der Kammerdiener verneigte sich und ging hinaus.

Senger zog die Handschuhe an und wandte sich dann ebenfalls zur Thür. Beim Umdrehen fielen seine Blicke noch einmal in den großen Wandspiegel, aus dem ihm sein stattliches Bild entgegen strahlte.

Keine Eitelkeit war es, die ihn Freude empfinden ließ; jedes weibliche Gefühl war ihm fremd.

„Du bist mir Bürgschaft“, rief er seinem Spiegelbilde zu, „daß alle meine Pläne gelingen!“

Stolz und selbstbewußt begab er sich in den an den Ballsaal stoßenden Salon.

Dort kam ihm Leopoldine entgegen.

Wenn die oftmals aufgestellte Hypothese, daß man eine Frau nach ihrer Art, sich zu kleiden, am sichersten beurteilen kann, wirklich richtig ist, dann wäre das Urtheil über die junge Madame Senger nicht besonders günstig ausgefallen.

Leopoldine Senger, geborene Theelen, war schon an und für sich nicht sehr reizvoll. Klein und mager von Figur, mit einem gutmütigen, aber ausdruckslosen Gesichte von Natur begabt, wäre sie überall unbemerkt geblieben, wenn sie nicht durch übertriebenen Kleiderluxus aufgefallen wäre.

Heute trug sie ein kirschrotes Schlepplleid von schwerem Seidenstoff, weißseidene Schärpe und hellblaue Bergischmeinnichtloiffüre. Hals, Arme und Taille ihrer Robe waren mit schimmernden Brillanten förmlich überfät.

Senger starrte seine Frau einen Augenblick überrascht an, wie sie ihm höchst lustig und vergnügt entgegenkam; sie hatte keine Ahnung davon, daß sein Schönheitsfuss durch die Zusammenstellung ihrer Toilette arg verletz wurde.

„Was siehst du mich denn so prüfend an, Männchen?“ fragte heiter die Arglose.

Senger hatte sich bereits wieder gefaßt. Als seiner Menschen-

kenner wußte er zu gut, wie wenig eines Menschen Eigenthümlichkeiten durch Worte geändert werden können. Er belehrte nie und widersprach ebensowenig, sondern er nahm die Menschen stets wie sie waren. Dieser Maxime auch jetzt folgend, erwiderte er mit dem Tone vollster Ueberzeugung:

„Ich bin überrascht, liebe Leopoldine! Mir ist, als hätte ich dich nie so schön gesehen als heute!“

„Wirklich? Findest du?“ lispelte sie geschmeichelt, „das freut mich, ich will ja auch niemandem gefallen wie nur dir!“

„Du musterhafte Frau!“ flüsterte er ihr zu, und küßte ihr galant die Hand, „aber heute sollst du allen gefallen, mehr noch, du sollst allgemein imponiren, was dir nicht schwer fallen wird, denn wer ist so Meisterin der Honneurs wie du?“

„Schmeichler!“ lächelte sie, „wünschst du, daß ich heute jemand ganz besonders auszeichne?“

„Ja, den jungen Baron Bernhard von Warren,“ belehrte sie ihr Gatte, „entfalte gegen ihn deine ganze Liebenswürdigkeit; fordere ihn scherzend zuerst zum Tanze auf und deute im Gespräch, wie von ungefähr auf deinen neuen Diamantschmuck; erzähle ihm, daß ich ihn dir kürzlich schenkte!“

„Das hätte ich ohnedies getan,“ versicherte Leopoldine, „denn ich bin ganz stolz auf dieses schöne Halsband, das ich heute zum erstenmale trage, wenn auch ganz heimlich sich das Bedauern daren mischt, welche großen Summen du für diese blinkenden Steine gezahlt haben mußt!“

„Liebes Kind,“ sagte er nachlässig und doch mit einer gewissen Renommage, „mache dir wegen des allerdings sehr hohen Preises der Diamanten keine Sorgen. Denke, daß du die Frau eines Millionärs bist, und daß der immense Wert dieser Steine meiner Liebe für dich gleichkommt.“

„Das macht mir die Diamanten auch doppelt wert,“ flüsterte sie glücklich, „und hätte ich noch einen Wunsch in all' dem Uebermaß von Glück, das der Himmel über mich ausgeschüttet hat, so wäre es der, daß mein seliger Vater noch den glänzenden Aufschwung unseres Hauses miterlebt hätte.“

Senger trat unmutig einen Schritt zurück.

„Welche traurigen Gedanken beim Beginne eines Balles!“

„Nicht traurig,“ rief sie, „nein, erhebend für mich, denn ich denke dabei, welches Unrecht mein Vater einst gegen dich beging, als er in unsere Heirat nicht willigen wollte! Oft haben mich Gewissensbisse gequält, weil ich die Einwilligung zu unserer Heirat erzwang, aber nun bin ich über meine früheren Skrupel längst beruhigt! Täglich bewundere ich dein Emporstreben von neuem und mein Vater ist im Unrecht gewesen, als er deinen Wert nicht vollständig anerkennen wollte!“

Sengers Gesichtsausdruck war bei jedem Worte seiner Frau milder geworden.

„Dein guter Vater war alt,“ sagte er sanft und beschwichtigend, „er verstand den Geist der Neuzeit nicht. Friede seiner Asche!“

Ein Diener trat ein und meldete, daß der erste Wagen vorgefahren sei.

Senger befahl, daß der Tee servirt werden solle.

Der Diener verschwand wieder.

„Komm', liebste Frau, wir wollen unseren Gästen vereint entgegengehen!“

Damit wollte er ihr den Arm bieten.

„Noch eins,“ sagte Leopoldine, ohne den Arm ihres Gatten zu nehmen, „ich hätte beinahe vergessen, es dir mitzutheilen!“

„Nun?“ —

„Bei der Toilette,“ erzählte Leopoldine ihm rasch, „erhielt ich ein Billet der Justizrätin Harber, in welchem sie mich schriftlich bat, ihr Fortbleiben vom heutigen Balles zu entschuldigen, da sie unerwartet Besuch von einer Dame aus England erhalten hätte. Ich schickte natürlich sogleich zu ihr zurück und ließ sie ersuchen, doch zu kommen und die Fremde mitzubringen! Du bist also unterrichtet, wenn du ein fremdes Gesicht unter unseren Gästen sehen solltest!“

„Hinlänglich!“ sagte er gleichgültig.

„Demzufolge werden Harders kommen,“ fuhr Madame Senger fort, „auch hat die Fremde ihre Pflicht der Höflichkeit erfüllt, denn sie sandte mir soeben ihre koubertirte Karte! — Ich muß sie noch bei mir haben,“ unterbrach sie sich und faßte in ihre Kleidertasche, aus der sie eine Visitenkarte hervorzog und dieselbe ihrem Manne hinreichte.

Senger warf einen Blick auf die Karte.

„Mistress Amely Jonston, London, empfohlen durch Frau Justizrätin Harder,“ las er flüchtig und gab die Karte dann seiner Frau zurück.

Seiden- und Atlasroben ankommender Damen rauschten im Nebensaal.

Senger und seine Gemahlin gingen, ihre Gäste zu begrüßen.

### 3. Die Nachgöttin.

Eine Stunde später war der Ball im vollen Gange.

Im Tanzsaal setzten die lieblich verlockenden Töne einer Strauß'schen Quadrille zahlreiche Füßchen in Bewegung.

Leopoldine tanzte den Kontretanz mit dem von ihrem Gatten vorher erwähnten Baron Warren.

Herr van Warren war ein hübscher, tief brünetter junger Mann von acht- bis neunundzwanzig Jahren; er blickte mit dunklen Nehaugen lustig und etwas begehrlieh in die Welt hinaus. Sein Vater hatte ihm ein wertvolles Rittergut in entfernter Provinz hinterlassen, aber der junge Baron, dem das einsame Landleben keineswegs behagte, ließ sein Gut durch einen Verwalter bewirtschaften und brachte den größten Teil des Jahres in der Residenz zu.

Das letzte Gemächchen in der Reihe der glänzend erleuchteten Gemächer war leer, da sich alles in die Nähe des Tanzsaals drängte, um, wenn nicht an der Freude des Tanzes selbst teilzunehmen, doch wenigstens kritisirend zuzuschauen.

Eine Thür, die vom Korridor hereinführte, öffnete sich und ein Herr trat durch dieselbe ein. Er schaute sich prüfend in dem leeren Gemache um.

Es war ein älterer Mann, zwar im schwarzen Frack und mit weißer Halsbinde, der aber im übrigen nicht festtagsmäßig ausah. Er hatte Notizbuch und mehrere Papiere in der Hand; mit welchen er sich im Eintreten noch beschäftigte, die er jetzt aber in seiner Tasche verbarg.

„Ich bin etwas zu spät gekommen,“ murrte er vor sich hin, „er ist nicht mehr in seinem Zimmer, wohin er mich noch vor dem Valle bestellt hatte! Nun, so wird er mich hier zu finden wissen!“

Er setzte sich auf einen Divan. Durch die Höhe der im Salon herrschenden Temperatur liefen die Gläser seiner Brille mit

trübem Hauche an. Der Herr zog sein seidenes Taschentuch hervor und nahm die Brille ab, um die Gläser derselben wieder zu klären.

Jetzt erst war sein Gesichtsausdruck völlig zu erkennen. Sein Blick hatte ebensoviele vom Wolf wie vom Fuchs und war in seiner Wirklichkeit wenig Vertrauen erweckend. Aber niemals bekam ein anderer diese Augen zu sehen. Die Brille diente ihm als Maske, und sobald der Herr dieselbe wieder vorgelegt hatte, war seine Physiognomie undurchdringlich verschleiert wie stets.

Dieser Mann war der Agent Lorberg, der am meisten beschäftigte Kommissionär des Herrn Ernst Senger.

Lorberg war früher selbständiger Kaufmann gewesen, hatte einen schlechten, betrügerischen Bankrott gemacht und demzufolge eine Gefängnisstrafe abgedient. Das war ihm für sein Fortkommen längere Zeit hindurch sehr hinderlich gewesen. Er hatte bittere Not zu leiden gehabt, bis er plötzlich von Herrn Ernst Senger zu sich gezogen und von diesem mit der Vermittlung zahlreicher Geschäfte betraut worden war.

Die Welt lobte Senger für seine barmherzige Nächstenliebe, mit welcher er sich des gefallenem Mitmenschen annahm, und der Nimbus des reichen Theelenschen Hauses war so groß, daß in seinen Strahlen Lorbergs präfabre Vergangenheit fast ganz untergegangen war.

Er hatte nicht lange in dem einsamen Salon gesessen, als er durch die geöffneten Thüren vom Tanzsaale her den Herrn des Hauses auf sich zukommen sah.

„Sind Sie allein?“ fragte Senger im Eintreten.

„Der alte Kohlengrubenbesitzer,“ erwiderte Lorberg, indem er sich langsam erhob, „wollte mich trotz allen Zuredens nicht auf Ihren Ball begleiten; er scheint überhaupt sich anders besonnen zu haben, denn er will das von mir eingeleitete Kohlengeschäft nun schließlich doch nicht mit Ihnen machen.“

Ueber Sengers schönes Gesicht flog eine Wolke des Unmuths.

„Ich muß die Kohlen haben,“ sagte er halblaut und preßte die Lippen fest aufeinander, als koste es ihm Mühe, einen Ausruf des Aergers zurückzuhalten.

„Der alte Provinziale,“ fuhr Lorberg fort, „scheint diffizil zu sein wie einer unserer gewiegtesten Trottoirläufer, denn er will seine Kohlen nur gegen Baarzahlung fortgeben und refüirt jedes Akzept von Ihnen!“

„Sprechen Sie hier in den Gesellschaftsräumen nicht so laut von Geschäftssachen! Folgen Sie mir in mein Kabinett, um weitere Dispositionen zu treffen!“

Ruhig und stolz wie immer, verließ Senger den Salon durch die Thür, die auf den Korridor hinausführte. Sein Kommissionär folgte ihm befohlenermaßen nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

„Hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuze,“ — so riefen die Juden nach der Erzählung des Evangelisten ihrem Stammesgenossen Jesus von Nazaret höhrend zu, nachdem der römische Statthalter ihn auf ihr Vetreiben ans Kreuz geschlagen hatte.

Solcher Hohn gegenüber einem Wehrlosen ist sicherlich eine Schmach für den, welcher so seinem Hasse Ausdruck zu geben vermag, — des Hohns aber entkleidet enthalten jene Worte die beherzigenswertheste Mahnung, die man allen nicht wehrlosen Menschen überhaupt ans Herz legen kann: Hilf dir selber, so du hilfsbedürftig bist, denn tußt du es nicht selbst, so wird dir schwerlich geholfen werden.

Das gilt für die Einzelnen, wie für die Völker und die Menschheit in materieller wie in ideeller, in sittlicher wie in intellektueller Beziehung.

Wo ein Mensch sein Heil in der Unterstützung guter Freunde

und getreuer Nachbarn sucht, da hat er das Gebäude seines Lebensglücks auf Sand gebaut. Wo ein Volk — in den Monarchien wie in den Republiken — auf die, welche es beherrschten, als auf seine irdische Vorsehung vertraute, hat es sich selbst verraten und verkauft. Solange die Menschheit noch von den Vertretern des Glaubens an ein besseres Jenseits sich bevormunden und führen ließ, betrog sie sich selber schände um das Diesseits.

Selbst also sei der Mensch! Durch das Verlassen und Vertrauen, das sich auf andere Stützen und auf sie Bauen hat sich die ungeheure Mehrzahl aller Menschen an das Kreuz jahrtausendelanger Leiden festgenagelt; — nachdem das einmal erkannt ist, gilt das Wort: Bist du Gottes Sohn, — so steig herab vom Kreuze.

Wir sind Gottes Kinder, — unser Gott ist unsere Welt, deren vorzüglichste Schöpfung wir selbst sind, als Zubegriff der

Tafel I.

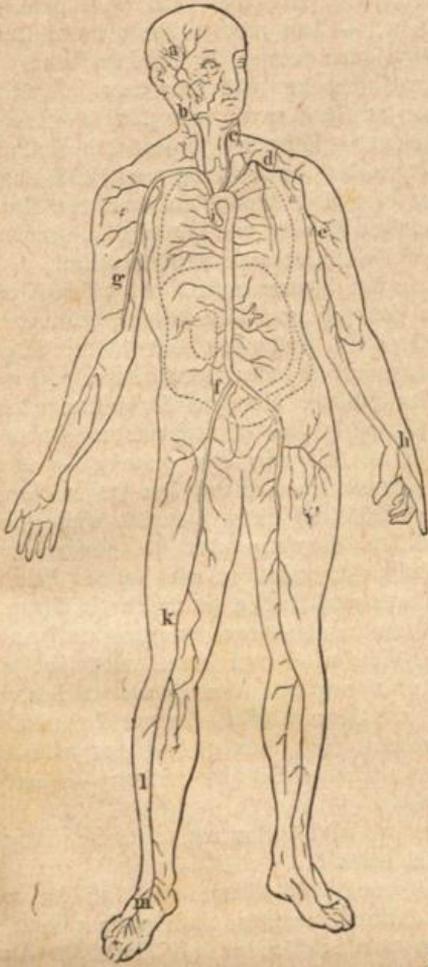


Fig. 1. Verlauf der bedeutendsten Arterien.

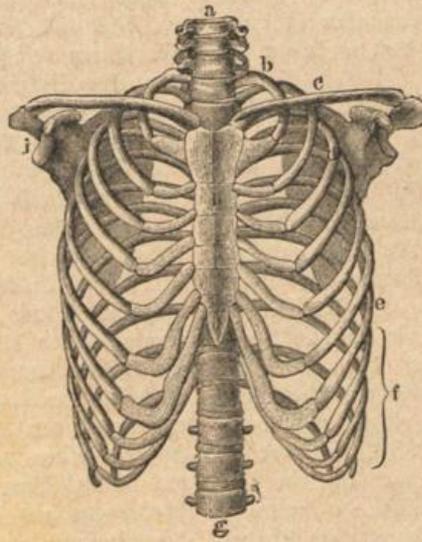


Fig. 2. Brustkorb.

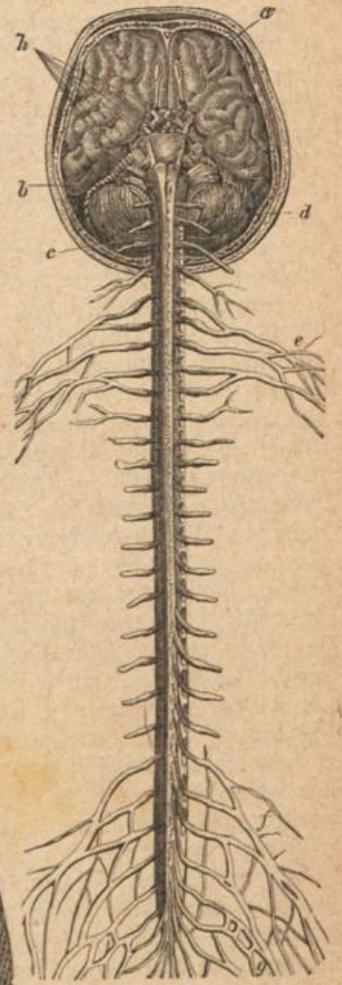


Fig. 3. Gehirn und Rückenmark von unten.

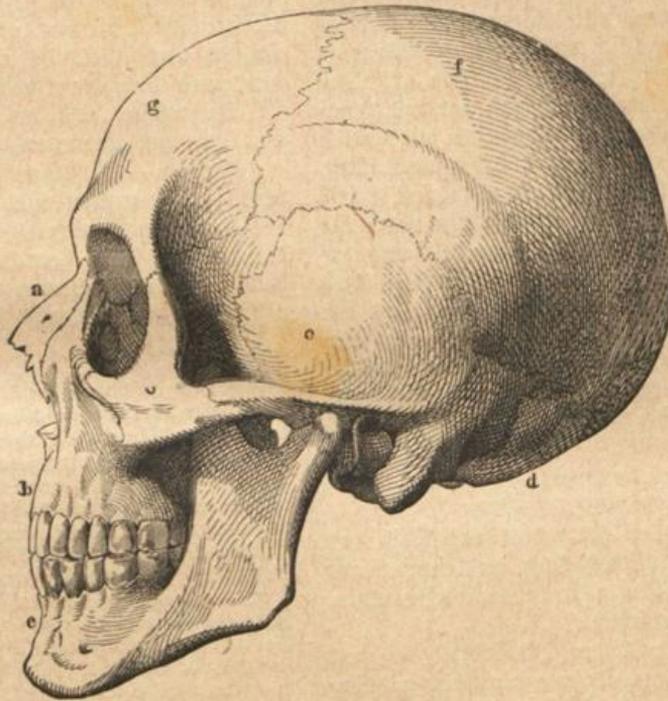


Fig. 4. Schädel.

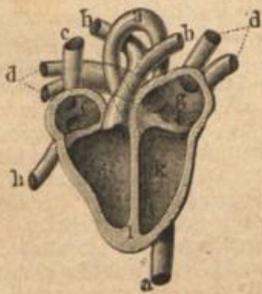


Fig. 5. Durchschnitt des Herzens mit den Gefäßstämmen.

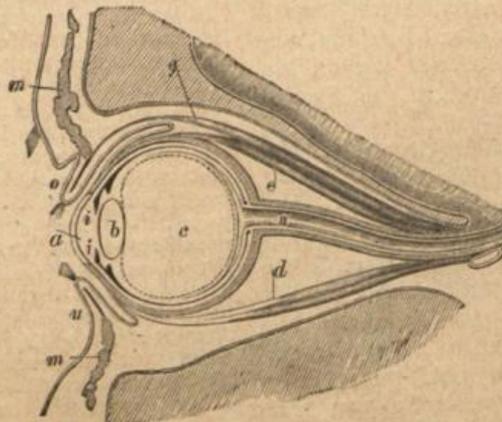


Fig. 6. Vertikalschnitt des Auges.

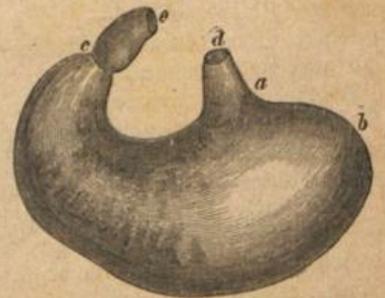


Fig. 7. Magen.

höchsten Geistigkeit, von der wir wissen, und wir fühlen uns kräftig genug, vom Kreuze der Leiden herabzusteigen, so stark auch die Banden sind, welche uns daran fesseln.

Verglichen mit der einen Fessel, welche die Menschheit umfassen hält, der Unwissenheit, sind alle übrigen — Zwirnsfäden, — die zu zerstören, sobald jene überwunden ist, nicht mehr erfordert, als einen leichten Ruck, zu dem es keiner Anstrengung mehr bedarf.

Die Unwissenheit zu überwinden, Wissenschaft zu lehren allem Volke, — dazu sind ja die Schulen da, wird man sagen, und unser Schulwesen, — was hat es schon für riesige Fortschritte gemacht und wie herrlich wird es sich noch entwickeln in unserer großen Gegenwart und noch größeren Zukunft!

Gewiß — wir, d. h. das ganze deutsche Volk mit ein paar tausend unbedeutenden Ausnahmen — können schon unsern Namen schreiben und den Steuerzettel lesen, wir sind Meister des Einmaleins und vertraute Freunde der vier Spezies; und haben wir „höhere“ Schulen besucht und auf ihnen rund ein Jahrzehnt „geochst“, — ich bitte um Entschuldigung, ich habe bekanntlich diese unter den Jüngern unserer offiziellen Bildung allgemein übliche Bezeichnung nicht erfunden, halte sie aber für ganz außerordentlich zutreffend, — haben wir also ein Duzentium auf Gymnasium oder Realschule geochst, so sind wir im klassischen Altertum zuhause, wie der Landjunker im Pferdestall; wir schreiben lateinisch so gut, oder unzuweidriger und präziser ausgedrückt, fast so schlecht, als wir deutsch schreiben; wir erinnern uns ferner zeitlebens mit inniger Selbstzufriedenheit daran, dereinst auch altgriechisch verstanden zu haben; ja wir sind so mordsmäßig gebildet, daß wir Wurzeln ausziehen können so geschickt wie der Barbier Zähne, daß wir mit Pyramiden wie mit Kegeln, mit Prismen wie mit Kugeln mathematisch zu spielen vermögen, wie wir es einstens praktisch vermochten, da wir noch in den Gaben des Weihnachtsmannes unsere höchste Freude fanden. Auch in der Weltgeschichte sind wir vorzüglich beschlagen, — wir können alle Schlachten Hannibals und der Scipionen an den Fingern herzählen, — wissen, wieviel Geld Julius Cäsar verlübert hat, um der Cäsar zu werden, als den ihn die Welt bewundert, auch die Regierungszeit der deutschen Kaiser kennen wir und die Schlachten von einem Schock mittelalterlicher und neuzeitlicher Kriege, — so gleichen wir denn, nehmt alles nur in allem, großen Kästen, die bis an den Rand mit allerlei Wissen vollgepfropft sind, — und, frei nach Goethe:

Wir preisen es selber aller Orten, —  
Sind aber doch nicht geschickter geworden.

Schreiben und Lesen kann der Mann wie das Weib aus dem Volke, aber ein wissenschaftliches Buch zu lesen, würde ihm in den weitaus meisten Fällen nicht das mindeste nützen, denn — sie können es nicht verstehen!

Die lateinischen Klassiker kennt der „Gebildete“ in- und auswendig, aber wenn er Rechenschaft über den Geist und Inhalt unserer modernen Literatur und die Erweiterung und Bereicherung der Gedankenwelt der Alten durch die Neuen geben soll — dann verstummt er sicherlich oder schwätzt, wenn er redet, sicherlich dummes, unverständenes, widersinniges Zeug.

Unwissenheit, Urteilslosigkeit, erschreckende, haarsträubende Unwissenheit hier wie da, — bei den Gebildeten wie bei den Ungebildeten, nur etwas verschieden im Außern, im Innern gleich groß und gleichwertig.

Völlig übereinstimmend ist die Unwissenheit der „Gebildeten“ und Ungebildeten in bezug auf natürliche Dinge, Naturerscheinungen und Naturvorgänge, selbst in bezug auf unsern eignen Körper, seine Beschaffenheit und seine Bedürfnisse.

Es ist noch nicht allzulange her, daß ich aus dem Dittat des Hauptlehrers einer preussischen Volksschule ersah, wie sich und seinen Schülern der brave Mann die Entstehung des Donners erklärte: als das hörbare Auseinanderklappen der Gewitterwolken. Daß es viele Menschen gibt, welche ihren Magen für eine Art Mühlstein halten, der die Nahrung zerkleibt, ist wohl männiglich bekannt, — die meisten Menschen wissen aber, daß das der baare Unsinn ist.

Verständnislos angestaunt oder für einen Späsmacher gehalten wird man aber sicher von der großen Mehrzahl der Gebildeten, wenn man ihnen z. B. erzählt, daß es keineswegs nötig ist, heiß zu kochen, — daß man vielmehr unter Umständen, die man herbeizuführen vermag, kalt kochen kann.

Und als Narr oder Aufwiegler wird man von fast allen Gebildeten belächelt oder verhöhnt, wenn man z. B. die Kriege für eine Schmach und das schlimmste Zeugnis des Kulturfortschritts, und wenn man die Ueberführung wenigstens eines großen Teiles der heute dem Privatkapital unterworfenen Produktionszweige in Gemeinbetrieb nicht nur für möglich, sondern für sehr nützlich und auf die Dauer unermidlich erklärt.

Ueber die Frage, wie der Donner entsteht und welche Bedingungen das Kochen hat, geben auch die kleinsten Lehrbücher der Physik Auskunft; über den Kulturwert der Kriege findet man Urteile wie das angeführte in allen vorurteilsfrei geschriebenen Werken der Kulturgeschichte; über die Sozialisierung der Produktion kann man die gelehrtesten Professoren der Staatswissenschaften so reden hören, wie wir hier getan\*) — aber weder aus den kleinen Lehrbüchern noch von den großen Professoren lernen unsere „Gebildeten“ genug, um die einfachsten und alltäglichsten natürlichen Vorgänge oder die großen Erscheinungen und Verhältnisse im politischen und sozialen Leben begreifen und auch nur annähernd richtig beurteilen zu können.

Unsere Ungebildeten lernen eben manches und unsere Gebildeten viel, sehr viel von dem, was sie im Leben nicht brauchen, und von dem, was ihnen im Leben täglich und stündlich vor Augen tritt, lernen Ungebildete und Gebildete wenig, sehr wenig, fast gar nichts.

Da müssen also unsere Schulen besser werden — wird man mir nun antworten.

Gewiß — da stimme ich mit Freuden ein, aber ich schlage vor, — wir warten nicht darauf!

Den Jugendunterricht regelt der Staat, und daß dieser, d. h. die im Staat herrschenden Gewalten, Lust bezeigen sollte, bald eine durchgreifende, radikale Reform des Unterrichts zu vollziehen, ist keineswegs sonderlich wahrscheinlich.

\*) Hier ein paar Beweise, die mir grade zur Hand sind. Schäffle, der frühere österreichische Minister, schreibt in seinem „Bau und Leben des sozialen Körpers“ Band III, S. 546: „Ebensohalb sollte man auch gegenüber dem modernen ökonomischen Trieb eines althistorischen Dranges nach Sozialisierung mehr Unbefangenheit und Ruhe sich aneignen und nicht schon die Stellung des Problems zur Diskussion verunglimpfen! Man sollte angesichts der bisherigen Geschichte einige Ruhe darüber gewinnen, daß die mögliche teilweise Sozialisierung der Produktion und des Güterumlaufes nicht über Nacht hereinbrechen kann, wenn man sie auf den Weg der Reform zu bringen versteht. ... Ist es da ein „verbrecherisches“, ein „phantastisches“ Unterfangen, wenn die langsam fortschreitende Sozialisierung anderer Zweige des Sozialstoffwechsels auch sozialökonomischem Interesse, mit Rücksicht auf Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen, zur Bekämpfung arger Mißbräuche und weit verbreiteter Demoralisierung, zur Verhütung ewiger Kriegen und zur Eindämmung weitgreifender Massenarmut, in Frage gebracht wird!“ — — — Und über den Krieg Bd. IV, S. 351: „Die Sophisten des Militarismus und des Nationaldünfels haben zu jeder Zeit den Krieg als einen sittlichen Zuchtmeister gepriesen. Für innerlich schon verlotterte Völker, denen ihr Tyrann äußere Motion machen muß, mag diese Behauptung, wie schon Aristoteles andeutet, eine traurige Wahrheit sein. Da heißt es Gift gegen Gift! Revolution im Völkerverleben gegen innere Revolution! Dennoch kann niemand verkennen, daß der Krieg der höheren Kultur tausendfach schadet. Er ist dem humanen idealen Streben feindlich und bringt einen benegelt brutalen Nationalegoismus, der sich als „Mordpatriotismus“ breit macht, zur Herrschaft. Er schwächt den Freiheitsstimm der Völker, erzieht sie für innere Knechtschaft. Er häßt einen blutdürstigen Nationalstolz voll von surchtbaren Gefahren, erschüttert die Achtung des Rechtes und des Eigentums, erweckt die Raubtiertriebe im zivilisierten Menschen wieder, zerrüttet den Nationalwohlstand; durch das Schuldenwesen in seinem Gefolge leistet er der Geldoligarchie Vorschub und wird Zuchtstunde von zahllosen anderen Neußerungen privater und öffentlicher Unsitlichkeit. Er beugt nicht einmal den Chauvinismus des besiegten Volkes, sondern macht den Rachedurst zum einzigen Hebel, um der Zerrüttung, der es nur dem Steger zum Nutzen verfällt, Einhalt zu tun. Bis zur Erschöpfung aller Völker erzeugt ein Krieg den anderen, und in jedem wird die Gesamtegistenz mehr oder weniger dem Spiel des Zufalls preisgegeben.“

Hier gilt eben so sehr wie nur irgendwo das Mahnwort: „Hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuze.“ Als der Berg nicht zu Muhammed kam, ging Muhammed zum Berge. So wird die Wissenschaft nicht ins Volk bringen, wenn das Volk sich die Wissenschaft nicht erobert.

Das Volk hat freilich in erster, zweiter und dritter Linie anderes zu tun, als zu studiren; aber das hilft alles nichts. Wer die Not des Volkes und die Aufgabe, welche die Kultur-entwicklung jedem Angehörigen des Volkes stellt, begriffen hat, der wird auch nach zehn- und zwölfstündiger Arbeitszeit und bei schwerer, körperlicher Ermüdung immer noch hie und da eine Stunde sich abmüßigen, um seine Einsicht zu vermehren, seine geistige Kraft zu steigern.

Betrachtet man die kolossale Unwissenheit, welche noch vor wenigen Jahrzehnten die Massen des Volkes gefangen hielt, so wird man meiner Behauptung nicht widersprechen, daß die Intelligenz im Volke — von der Schulweisheit ganz abgesehen — mächtig im Fortschreiten begriffen ist.

Daß wir Leute aus dem Stande der Handwerker haben hervorgehen sehen, die es nicht mit manchem, sondern mit den meisten der gelehrten Herren aufnahmen, welche in Parlamenten sich mit staatswirtschaftlichen Fragen befassen, wird heute kein Kundiger mehr leugnen.

Aber noch mehr ist bereits Tatsache geworden: Das Niveau der Urteilsfähigkeit im allgemeinen hat sich in breiten Schichten der handarbeitenden Bevölkerung um ein bedeutendes gehoben in neuester Zeit, — viel mehr als in den sogenannt gebildeten Kreisen der Nation geschehen ist.

Wer mir vorwerfen wollte, daß ich zu denen gehöre, die dem Volke schmeicheln, der würde sich arg irren. Denn ich stehe nicht an, hinzuzufügen: Bildungserfolge, welche wir bei einzelnen Angehörigen des Arbeitervolkes mit Genugthuung konstatiren können, und die allgemeine Zunahme der Intelligenz bei diesem letzteren selbst, haben nur dann einen bleibenden Wert, wenn sie nicht etwa als befriedigendes Resultat der bisherigen Bemühungen des Volkes um wahre Bildung, sondern lediglich als Sporn zu höchster Anspannung aller Kräfte, um rasch auf dem Wege der Eroberung der Wissenschaft für das Volk fortzuschreiten, betrachtet werden. Was erreicht wurde, ist gerade genug, um den Mut zu weiterem schweren Kampfe um das Wissen neu zu beleben, mehr aber ist es nicht.

Wie viele Arbeiter heute schon das begriffen haben und an ihrem Teil alles daran zu setzen gewillt sind, in dieses Ringen nach dem Wissen mit all ihren Kräften einzutreten, davon gehen dem Schreiber dieser Zeilen täglich mehr Beweise zu.

Von den mehreren hundert Zuschriften, die er allmonatlich aus Arbeiterkreisen empfängt, läuft fast der dritte Teil stets auf die Fragen hinaus: Was tue ich, um mir Wissen zu erwerben? Welche Bücher soll ich mir kaufen? Wie soll ich sie studiren? u. s. w.

Solche Fragen sind leicht gestellt, doch schwer beantwortet.

Alle Zweige der Wissenschaften haben zwar ihre Lehrbücher, die dick und dünne, schlechte, mittelmäßige sind gute, aber für den Arbeiter sind die allermeisten garnicht geschrieben, und diejenigen, deren Verfasser überhaupt daran gedacht haben, daß es einmal einem ehemaligen Bögling der Volksschule oder gar der Dorfschule einfallen könnte, ihre Werke studirend in die Hand zu nehmen, hängen auch noch viel zu sehr an der alten Methode, welche das Heil der Lernenden in der Menge des Gelernten suchte.

Aber nur in der Art, wie das Gelernte die Urteilsfähigkeit des Lernenden über Welt und Leben, über private und öffentliche Verhältnisse vermehrt, und seine Fähigkeit, zu seiner eigenen und seiner Mitmenschen materieller und ideeller Förderung sein Wissen zu nützen, — sollte bestimmend sein für die Wahl der Unterrichtsgegenstände sowohl, als für die Methode ihrer Behandlung.

Diese Ueberzeugung sammt dem immer wiederkehrenden Antrieb seitens der Lernbegierigen brachte den Verfasser auf den Gedanken, es einmal selbst mit einer Zusammenstellung des Wissensnötigsten aus dem Bereiche einer ihm am Herzen liegen-

den Wissenschaft zu versuchen und dabei methodisch richtig mit derjenigen zu beginnen, welche jeden Menschen am nächsten angeht, weil sie seinen eigenen Leib zum Gegenstande hat, — die Wissenschaft vom Körper des Menschen und dessen natürlichen Einrichtungen.

Wer uns auf dieses Gebiet folgen will, der möge es tun, vertrauend auf unsern ernstesten Willen, ihm zu nützen.

Diesem ersten Artikel wird sich selbstverständlich eine Reihe weiterer über denselben Zweig der Wissenschaft anschließen, und da dieses Unternehmen seinem Zwecke einigermaßen genügen soll, so werden wir aus dem engen Kreise der Wissenschaft vom menschlichen Körper hinaustrreten und die wichtigsten übrigen Gebiete der Naturwissenschaft uns zu erschließen versuchen.

Der Verfasser rechnet dabei auf die Unterstützung der vielen wissenschaftlich gebildeten Mitarbeiter und Freunde der „Neuen Welt“. Hoffentlich nicht vergebens!

Und nun an die Arbeit!

Das Gerüst, welches den Bau des Menschenkörpers trägt und aufrecht erhält, ist das aus einem vielfach zusammengesetzten Gefüge von Knochen bestehende Gerippe oder Skelet, dem sich die Knorpeln anschließen und das von den Knochenbändern zusammengehalten und von den Muskeln, für gewöhnlich das Fleisch genannt, bedeckt und in seinen einzelnen Theilen bewegt wird.

Das Skelet ist etwa einen Zoll kürzer als der ganze Körper; sein Gewicht beträgt bei Erwachsenen mittlerer Größe bei völliger Austrocknung zehn Pfund (fünf Kilo). Zusammengesetzt ist das Skelet aus 207 oder, wenn man die Zähne in ihrer gewöhnlichen Zahl von zweiunddreißig und die sechs Gehörknöchelchen hinzurechnet, aus 245 Knochen\*).

Die Knochen bestehen aus einer harten äußeren Rinde von verschiedener Stärke, die zu ungefähr zwei Drittel aus phosphoräurem Kalk mit Beimengung von kohlenstoffsaurem Kalk, phosphoräurem Magnesia und einer Kleinigkeit löslicher Salze besteht und zu nahezu einem Drittel aus organischer Substanz, welche sich beim Kochen mit Wasser in Leim verwandelt. Innerhalb dieser Rinde aus harter Knochensubstanz befindet sich die schwammartige Knochensubstanz, die ähnlich zusammengesetzt ist, wie die harte, aber etwas weniger phosphoräure Kalk, beträchtlich mehr kohlenstoffsaure und etwas mehr organische Substanz enthält. Die Hohlräume der schwammigen Knochensubstanz sind angefüllt mit einem öligen Fett, dem Knochenmark.

Den Hauptbestandteil des Skelets bildet der sich in der Achse des Körpers (d. i. dessen Mittellinie, um welche seine Teile symmetrisch-ebenmäßig gelegen sind) hinziehende biegsame und hohle Knochenstab, welcher die Wirbelsäule oder das Rückgrat (Tafel I, Fig. 3, ag) genannt wird. Diese Wirbelsäule steht beim Menschen — von einer leichten doppelt S-förmigen Krümmung abgesehen — senkrecht und wird gebildet durch eine Reihe von vierundzwanzig Einzelstücken, der Wirbeln, und zwar sieben Halswirbeln, zwölf Brust- oder Rückenwirbeln und fünf Lendenwirbeln. Bisweilen spricht man von dreiunddreißig Wirbeln, indem man die eigentlich nicht zur Wirbelsäule gehörigen fünf, im Jünglingsalter festmiteinander verwachsenen Kreuzwirbel und die nur rudimentär (d. h. unausgebildet, verkümmert) vorhandenen vier Steißbeinwirbel, als sogenannte „falsche“ Wirbel, jenen vierundzwanzig „echten“ hinzuzählt. Jeder dieser echten Wirbel besteht aus dem eben so hohen als breiten Wirbelkörper, auf dem ein wagerechter Knochenbogen so aufgesetzt ist, daß dazwischen ein freier Raum für das Rückenmark offen bleibt. Nach hinten läuft jeder dieser Knochenbogen in den sogenannten Dornfortsatz aus, während sich seitwärts an ihm zwei Querfortsätze befinden, die bei den zwölf Brustwirbeln als Ansatzpunkte für die Rippen dienen, indes sie bei den Hals- und Lendenwirbeln etwas länger sind und gewissermaßen verkümmerte Rippen vorstellen.

\*) Diese Zahl wird übrigens verschieden angegeben, je nachdem man Knochenpartien, welche aus mehreren Knochen zusammengesetzt sind, als einen oder mehrere Knochen zählt.

Der erste Halswirbel trägt den Schädel oder die Hirnschale, welcher mit den Gesichtsknochen das Kopfskelet bildet. Diese seine Aufgabe, den edelsten Teil des menschlichen Gerippes zu tragen, hat ihm den stolzen Namen Atlas eingetragen.

Der Schädel wird gebildet durch acht Schädelknochen, welche durch Nähte, d. h. so verbunden sind, daß sie durch zackige und rauhe Knochenbänder unmittelbar, bei Zwischenlagerung eines dünnen Knorpels und eines häutigen Streifens zusammenhängen.

Die Vorderwand des Schädels und das Dach der Augenhöhlen bildet das Stirnbein (Fig. 4 g), das Schädeldach bilden die beiden Scheitelbeine (f), die hintere Wand des Schädels das Hinterhauptbein (d), die Seitenwände die beiden Schläfenbeine (e), die untere Schädelfläche das Keilbein und die vordere Schädelgrundlage, unter dem Siebbein und vor dem Keilbein liegend und die Nasenhöhlen begrenzend, stellt dar das Siebbein.

Das Gesichtsskelet besteht aus dreizehn Knochen, nämlich den beiden den Nasenrücken bildenden Nasenbeinen (Fig. 4 a), den beiden fest mit dem Schädel verbundenen Oberkieferbeinen (b), dem Gaumenbeine, dem Jochbeine, dem Tränenbeine, den unteren Nasenmuskeln, das, senkrecht in der Nasenhöhle stehende, deren hintere Scheidewand bildende Pflegschaarbein und das beweglich mit dem Schädelbeine verbundene Unterkieferbein.

Von den zwölf Brustwirbeln des Rückgrats aus gehen zu beiden Seiten nach vornhin platte knöcherne Bogen, die bereits erwähnten Rippen. Sie bilden den Brustkorb (Fig. 2). Die sieben oberen von den zwölf Rippenpaaren, die wahren oder echten Rippen genannt (c d e), vereinigen sich vorn am Brustbein, während von den fünf falschen Rippen (f) die drei oberen in die siebente auslaufen und die zwei untersten das Brustbein gar nicht erreichen.

Durch das Schlüsselbein (c) wird das Brustbein mit dem im ganzen dreieckigen flachen Schulterblatt (i) verbunden, welches seinerseits mit dem Oberarmknochen in Verbindung steht, an den sich die beiden Vorderarmknochen, nämlich an der Seite des kleinen Fingers das Ellenbogenbein und an der Seite des Daumens die Speiche, anschließen. Mit diesen Vorderarmknochen stehen die acht kleinen Handwurzelknochen, mit diesen die fünf Mittelhandknochen und mit diesen die Finger in Verbindung, welche letzteren von je drei Knochen gebildet werden, mit Ausnahme des Daumens, der nur zwei Knochen aufzuweisen hat.

Unten sitzt die Wirbelsäule auf einem großen schüsselförmigen Ring auf, dem Becken, welches aus vier durch Fasernknorpel und Bänder vereinigten Knochen, den beiden Hüft-

beinen, dem Kreuzbein und dem Steißbein besteht. Jedes der Hüftbeine ist zusammengesetzt aus drei Knochen, dem Darmbein, dem Sitzbein und dem Schambein, welche in der Zeit des Wachstums von einander getrennt sind und erst in der Mannbarkeitsperiode verwachsen.

In einer Art von Pfanne, wie jedes Hüftbein eine aufzuweisen hat, bewegt sich der größte und längste Knochen des ganzen Körpers, welcher letzterer nur etwa viermal so lang ist als dieser Knochen. Dieser, der Oberschenkelknochen genannt, ist nach unten zu mit dem plattrundlichen, herzförmigen Knochen der Kniescheibe, dann dem aus zwei Knochen, dem Schienbein und dem Wadenbein, bestehenden Unterschenkelknochen verbunden.

An das untere Ende des Unterschenkelknochens schließen die Fußknochen an, bestehend aus sieben Fußwurzelknochen, fünf Mittelfußknochen und vierzehn Zehenknochen, von denen je drei, wie bei den Fingern, eine Zehe bilden, ausgenommen gleich dem Daumen die aus zwei Knochen bestehende große Zehe. Der oberste der Fußwurzelknochen heißt das Sprungbein, unter diesem liegt das Fersenbein, welches vorn an das Würfelbein stößt. Die übrigen vier Fußwurzelknochen legen sich vorn an das Sprungbein an; der oberste von ihnen heißt das Kahnbein, die drei anderen die Keilbeine.

Den Knochen reihen sich im Aufbau des menschlichen Körpers zu allernächst die Knorpeln an, die gewissermaßen als unreife Knochen betrachtet werden können, da jeder Knochen einmal Knorpel gewesen ist und jeder Knorpel verknochern kann. Die Knorpel werden gebildet durch eine elastische, zusammendrückbare, aber nicht dehnbare Masse, die aus nicht ganz zweifünftel Wasser, eindrittel organischer Substanz, etwa drei Prozent mineralischer Substanzen und eineinhalb Prozent Fett besteht. Die organische Substanz ist der der Knochen ähnlich aber nicht völlig gleich; die mineralischen Substanzen bestehen aus phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurem Bittererde (Magnesia), schwefelsaurem Kalk und Natronsalzen.

Die Knorpel stützen halbsteife Gebilde, wie das Ohr, die Luftröhre, oder bilden Ueberzüge der Knochen an den Gelenken, wo sich die Knochen aneinander hin- und herbewegen.

Verbunden werden die Knochen miteinander durch die Knochenbänder, die aus sehr festem Bindegewebe (oder Zellgewebe) bestehen und sich als eine elastische und feste Haut darstellen, welche ringförmig die Ränder der zusammenstoßenden und überknorpelten Gelenkflächen umgibt und die Gelenkkapsel bildet. Innerhalb der Gelenkkapsel bildet sich eine dickflüssige eimweißähnliche Flüssigkeit, die Gelenkschmiere, welche die Gelenkflächen schlüpfrig erhält und die Reibung der Gelenkflächen unschädlich macht.

(Fortf. folgt.)

## Der Dämon in der Poesie.

Ein Stück Tragikomödie des Lebens von W. Klos.

Im Jahre 1808 hatte der Doktor Esquirol, der als einer der größten Irrenärzte gilt — er starb im Dezember 1840 — es unternommen, alle Irrenhäuser Frankreichs zu besichtigen. Als er nach dem großen Irrenhause zu Charenton kam, fand er dort einen wahnsinnigen alten Mann, der unaufhörlich seinen Leidensgefährten ein Lustspiel vorlas.

Esquirol forschte nach den Umständen, unter denen der Unglückliche den Verstand verloren, und erfuhr Folgendes:

Man schrieb 1772 — das Jahr, in dem Esquirol geboren war — und am 30. November sollte im Théâtre français zu Paris „der Arzt wider Willen“ von Molière gegeben werden. Es konnte noch etwa zehn Minuten dauern, bis man den Vorhang aufzog, und auf den dicht besetzten Plätzen plauderte und lachte man eifrig durcheinander. Plötzlich erschien ein junger Mann auf dem etwas erhöhten Orchester und rief mit einer wahren Donnerstimme in das Publikum hinein: „Ich bitte um einen Augenblick Ruhe!“ Man war überrascht, es wurde still und alles sah nach dem Sprecher, der auch sofort begann:

„Meine Herren, ich heiße François Billard und bin aus Nancy. Ich war früher Sekretär beim König von Polen, Stanislaus Leszczyński, der bekanntlich zuletzt in Nancy wohnte und der Schwiegervater unseres Königs Ludwig XV. war. Sie wissen doch, daß er sich am Kaminfeuer verbrannte und starb.“

„Was geht das uns an?“ schrie man im Parterre.

„Weiter!“

„Nein!“

„Ruhe!“ So scholl es wirr durcheinander, allein die kräftige Stimme des Redners drang wieder durch und er fuhr fort:

„Dann wurde ich Steuereinnnehmer!“

„Zur Sache!“ rief aus dem Publikum, das die Steuereinnnehmer aus begreiflichen Gründen niemals sonderlich liebt.

„Ich bin bei der Sache,“ rief Billard, „denn in meinen freien Stunden beschäftigte ich mich mit Poesie und habe ein Lustspiel geschrieben, ein Lustspiel in Versen und in fünf Akten, betitelt: „Der Verführer.“

„Ah!“ rief es im Publikum.



Das Chinesenviertel in San Franzisko. (Seite 27.)

„Und eines Tages fuhr ich nach Paris, um mein Stück, die Frucht schlafloser Nächte, den Schauspielern des Königs vorzulesen. Sie haben keinen Begriff, welche Mühe es mir machte, dahin zu gelangen. Aber ich ließ mich nicht irre machen. Neunundneunzigmal abgewiesen, kam ich zum hundertstenmal wieder; ich hätte mich aus Wut und Verzweiflung längst in die Seine gestürzt, wenn mir nicht für die Unsterblichkeit meiner Dichtung bange gewesen wäre. Ja, meiner Dichtung.“

Bei diesen Worten zog er ein mächtiges, zusammengerolltes Manuskript aus der Tasche, das er mit Würde hin und her schwang. — „Bravo!“ scholl es im Parterre.

„Heute morgen,“ fuhr der Redner fort, „ist es mir — nach achtzehnmonatlichen vergeblichen Anstrengungen — gelungen, die Mitglieder des Lesekomités zusammenzubringen. Aber wie wurde ich behandelt: der eine schloß, der andere las, während ich mein Stück vortrug; die Damen lachten und flüsterten mit einander; sie erzählten sich offenbar ihre galanten Abenteuer der vergangenen Woche. Niemand hörte mir zu, als Herr Brizard, Herr Brizard, der hier so oft die Rollen der Könige spielt. Und was tat er? Er sagte sehr häufig: „Sehr gut für einen Steuereinsnehmer!“ Als ich zornig fragte, was er damit meine, antwortete er: „Nun, daß Sie der Poesie ihren Zoll abtragen!“ Die Damen lachten über diesen Witz; mein Stück ward einstimmig verworfen, und man erklärte es für untauglich zur Aufführung, obschon niemand als Herr Brizard die Vorlesung angehört hatte.“

„Schändlich! Abscheulich!“ scholl es aus dem Parterre.

„Ja wohl, schändlich,“ fuhr Billard fort. „Ueber ein Werk, an dem ein Dichter mit Aufgebot aller seiner Kräfte jahrelang gearbeitet, urteilen diese leichtfertigen Künstler, die ohne den Dichter nichts, gar nichts wären, in solcher Weise ab. Aber es gibt einen höheren Richter, und an ihn appellire ich. Das sind Sie, werthes Publikum, und an Ihrer Gerechtigkeit werden die kleinlichen Intriguen dieser Künstler scheitern. Richter Sie über mein Stück!“

Der junge Mann hatte mit jenem Feuer gesprochen, daß die Menge so leicht mit sich fortreißt; ein Sturm des Beifalls ging durch den Saal. Man dachte nicht mehr an Molière. Gerade das Außerordentliche an dieser Situation geschah.

Billard sah sich als Herrn der Situation.

„Berehrtes Publikum,“ fuhr er fort, „Molières Stück läuft Ihnen nicht fort. Ich will Ihnen meinen „Verführer“ vorlesen; Sie sollen urteilen!“

„Lesen! Lesen!“ rief es im Publikum.

Der entzückte Dichter rollte langsam sein Manuskript auseinander und nahm eine feierliche Haltung an. Allein nun folgte auf seine kühne Improvisation der Gegenstoß von Seiten des für seinen Ruf besorgten Theaterdirektors. Es erschienen Soldaten auf dem Orchester; ein Offizier ging auf Billard zu und ersuchte ihn, zu folgen. Billard weigerte sich; ein Sturm entstand im Parterre, das sofort für ihn Partei nahm, allein die Wachen führten den jungen Mann fort, ehe das Parterre ihm zu Hilfe kommen konnte.

Billard schlug um sich wie ein Rasender; der Offizier drohte ihm, daß er ihn einigemal werde in der Seine untertauchen lassen, wenn er nicht ruhig sei. Zähneknirschend sügte sich Billard in sein Schicksal, denn er wußte wohl, daß unter Ludwig XV. mit der Polizei- und Militärgewalt nicht zu spaßen war.

Auf der Wachtstube angekommen, ruhte Billard ein wenig aus. Dann wandte er sich an den Offizier, der ihn verhaftet hatte, und fragte ihn, ob er denn sein Lustspiel kenne?“

„Nein!“ sagte der Offizier.

„Nun,“ sagte Billard, „dann werde ich es Ihnen vorlesen. Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Aber,“ sagte zögernd der Offizier, „an diesem Orte —“

„Ganz gleichgültig,“ fiel Billard ein, „man hat hier auch guten Geschmack. Hören Sie!“

Und er wollte vor dem verlegen dreinblickenden Offizier und den neugierig herandrängenden Soldaten die Vorlesung beginnen. Da griff der Zufall wieder ein.

Ein Polizei-Inspektor erschien im Wachtlokal und richtete an Billard die Frage:

„Sind Sie der Herr, welcher das Publikum so aufgereizt hat, daß es heute alle Schauspieler auspeißt?“

„Ah,“ sagte Billard, „dies herrliche Publikum; es rächt den Dichter des „Verführers.“

„Ja,“ sagte der Inspektor, „so heißt das Stück, welches man vorgelesen haben will.“

„Ich bin bereit, es zu tun,“ sagte Billard.

„Kommen Sie,“ antwortete der Inspektor.

Billard war entzückt; man gab nach. Wohin anders konnte ihn der Inspektor führen, als ins Theater?

Man stieg in einen Wagen und fuhr weg. Der Inspektor sprach nichts. Billard schwelgte im Vorgefühl seines Triumphes. Der Wagen hielt; aber wie erstaunte Billard, als man sich in einer ihm gänzlich fremden Gegend befand.

„Hier kommen wir nicht ins Theater!“ rief er.

„Nein!“ sagte der Inspektor ruhig, „wir kommen hier vorläufig in meine Wohnung.“

„Aber was denken Sie, ich muß ins Theater. Das Publikum ruft nach mir. Sie berauben die französische Literatur, Sie berauben die französische Nation! Ich werde Ihnen nicht folgen! Ich gehe ins Theater!“

Aber Billard fuhr zurück. Der Inspektor zog eine Pistole und richtete sie auf den Gefangenen. Was sollte dieser tun? Billard besann sich noch zur rechten Zeit, daß mit ihm auch sein Stück verschwinden würde, und er sügte sich. Er ward in eine kleine Stube geführt.

„Wenn Sie sich ruhig verhalten,“ sagte der Inspektor, „so werde ich Sie nicht fesseln. Ich gehe, um weitere Befehle bezüglich Ihrer einzuholen. Meine Haushälterin wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis ich wieder zurück bin. Jeanette,“ sagte er zu der eben Eintretenden, „ich schließe das Haus ab. Du wirst den Herrn bewachen.“

„Ist er gefährlich?“ fragte Jeanette leise.

„Gott bewahre,“ sagte der Inspektor, „er hat vor meiner ungeladenen Pistole Angst gehabt.“

Jeanette lachte laut auf, und der Inspektor ging.

Nun, sollte man denken, war dem Gefangenen die schönste Gelegenheit zur Flucht gegeben. Mit einer Haushälterin war ja fertig zu werden.

Aber da täuscht man sich. Ein Polizei-Inspektor ist gewöhnlich ein vorsichtiger Mann. Darum hatte er sich auch nicht etwa eine schlanke und zarte Pariserin, sondern eine höchst derbe Normännin zur Haushälterin bestimmt.

Man sah Jeanette es an, daß sie dem Geschlechte jener streitbaren Normannen entstammte, die einst England und Italien besiegten. Sie war eine mächtige Figur von kolossalem Gliederbau. Wie ein schwergepanzelter Kürassier schritt sie einher. Ihre muskulösen roten Arme und ihre breiten Hände stülpten dem etwas schwächlichen Billard gewaltigen Respekt ein. Er versank in tiefes und schmerzliches Nachdenken.

Sein Schmerz rührte die etwa vierzigjährige Normännin; sie frug teilnehmend, was er verbrochen. Ein Mann von Ueberlegung hätte die dicke Jeanette mit einem Schäferstündchen überrumpelt und so die goldene Freiheit wiedergewonnen. Aber Billard war ganz von seinem Lustspiel in Anspruch genommen. Als ihn daher Jeanette fragte, was er denn verbrochen habe, da antwortete er: „Verbrochen? Verbrochen habe ich gar nichts; allein ich habe ein Lustspiel gedichtet, ein Meisterwerk, und man will es mich nicht vorlesen lassen.“

„Was ist denn das, ein Lustspiel?“ sagte Jeanette ganz unbefangen.

„Glückliche Unschuld!“ rief Billard leidenschaftlich, „o Sie sollen hören, was ein Lustspiel ist.“

Damit begann er sein Lustspiel vorzulesen. Jeanette hörte eine Weile neugierig mit offenem Munde zu, dann aber wurde ihr die Sache langweilig und sie schloß ein. Billard bemerkte es nicht; er las eifrig fort. So fand der Inspektor die beiden als er wieder erschien.

„Stören Sie uns nicht,“ rief Billard dem lautaufschreienden Inspektor zu.

„Aber sie schläft!“

„Sie schläft!“ sagte Billard entrüstet, „und ich habe soeben erst den dritten Akt begonnen.“

„Kommen Sie!“ drängte der Inspektor.

„Wohin?“

„Das werden Sie sehen.“

„Meinetwegen in die Bastille oder in die Hölle,“ rief der Dichter, und man fuhr ab, nachdem er der Normäin, die inzwischen erwacht war, noch ein Freibillet zur ersten Auf- führung seines Stückes versprochen hatte.

Man stieg ein; nach einer zweistündigen Fahrt hielt der Wagen vor einem großen Gebäude. Dort wurde Billard von zwei handfesten Leuten in Empfang genommen und nach einer einsamen Zelle gebracht. Er ergab sich seufzend in sein Schicksal, aber er war nicht ganz unglücklich; man hatte ihm sein Manus- kript gelassen, das Zaubermittel, das ihn noch zu glänzenden Höhen emportragen mußte.

Den Tag nach diesen Auftritten kam der schon erwähnte Schauspieler Brizard vor der großen Irrenanstalt Charenton angefahren. Er war gerade mit dem Studium der Rolle des Königs Lear beschäftigt, welches Stück damals zuerst in Frank- reich aufgeführt werden sollte. Er wollte an den Wahnsinnigen Studien für seine Rolle machen.

Der berühmte Schauspieler ward vom Irrenhaus-Direktor mit aller Zuborkommenheit empfangen. Man fragte ihn, ob er zuerst die stillen oder die tobsüchtigen Kranken sehen wolle. Brizard entschied sich dafür, zuerst die stillen zu besichtigen.

Der Schauspieler wurde in einen Saal geführt und sah dort drei Männer um einen vierten herum sitzen. Dieser vierte war den drei anderen eifrig aus einem großen Manuscript vor- lesend. Als der Schauspieler näher trat, blickte der Vorleser auf. Beide ließen einen Schrei aus.

„Herr Brizard!“

„Herr Billard! Was machen Sie hier?“

„Man hat mich gestern hierher gebracht,“ sagte Billard.

„Weil man mit der bewaffneten Macht hat das Theater kämen müssen.“

„Ja, es gibt noch Gerechtigkeit,“ sagte Billard, „dort wie hier.“

„Gier?“

„Freilich,“ sagte Billard, „diese Herren finden mein Lust- spiel vortrefflich.“

„Es scheint,“ sagte Brizard ernst, „daß Sie nicht wissen, Sie sich befinden.“

„Ich bin bei ganz vernünftigen Leuten.“

„Mein,“ sagte Brizard, „Sie sind im Irrenhause von Cha- renton.“

Der Schreck warf Billard beinahe nieder, während die drei Zuhörer auf Brizard förmlich einströmten und ihn ausschalteten, weil er sich unterstehe, sie für verrückt zu halten.

Brizard ließ den Direktor kommen und trug ihm vor, daß Billard keineswegs verrückt, sondern nur von einer Lustspiel- schen Karotte befallen sei. Der Künstler verwendete sich lebhaft für Billard, und dieser wurde noch denselben Abend aus dem Irren- hause entlassen.

Als Billard wieder nach Paris kam, fand er sich als die berühmteste Persönlichkeit des Tages. In jener Zeit hochausgebildetster und klügster und Standalucht genügte solch ein Abenteuer, um alles öffentliche Interesse darauf zu konzentriren. Man war in den letzten Jahren der schwachvollen Regierung Ludwigs XV.; gänzlich regierte eine königliche Courtisane, die Gräfin Du- Barry. Diese verfehlte nicht, ihrem „Frankreich“, wie sie den König nannte, den interessantesten Skandal zu erzählen. Der in den tollsten Ausschweifungen stumpf gewordene König lachte, wie schon lange nicht gelacht hatte. Als man erfuhr, wer das wunder königlichen Lachens zustande gebracht hatte, wurde Billard von dem Hofschranzenthum gefeiert wie ein siegreicher General, der den Feind in blutigen Schlachten geschlagen und

das Vaterland vor einem feindlichen Einfall gerettet hat. Für- stimmen, Herzoginnen, Gräfinnen, Marquisen fuhrten bei ihm vor und machten ihm ihre Aufwartung. Die Dichter seiferten ihn in Versen, die Journale in Artikeln; man stritt sich um seine Autographen, man veranstaltete Feste für ihn. Man sah ihn, wie ein Verächtlicher aus jener Zeit sagt, für einen Märtyrer des Talents an und die schönsten Frauenhände in Paris flochten an der Lorbeerkrone dieses verkannten Genies.

Der König hatte ja gelacht!

François Billard schwamm in einem Meere von Entzücken. Er atmete mit vollen Zügen die verführerische Luft des Ruhmes ein, in der er sich bewegte. Wo er erschien, hatte er auch sein Manuscript bei sich, und wo er Gelegenheit fand, las er das Stück vor. Man getraute sich nicht, dasselbe anders denn als eine geniale Dichtung zu bezeichnen. Künstler und Gelehrte schmeichelten dem bisher verkannten Genie, und niemand unter- stand sich noch, von dem ehemaligen Steuereinnahmer zu sprechen.

Der General-Direktor des Théâtre français war, bezeich- nend genug, ein Soldat, der Herzog von Duraz, der Mar- schall von Frankreich, Adjutant des Königs, und weil er diesem gefiel, auch Leiter des Theaters war. Dieser Herzog, welcher wahrscheinlich von Bühne und Poesie so viel verstand, wie Meister Langohr vom Lautenschlagen, ließ den gefeierten Dichter des „Verführers“ vor sich kommen und sagte ihm, die Künstler des Theaters hätten sich in dem Werte des Stückes geirrt und man würde in den nächsten Tagen den Dichter bitten, dasselbe noch einmal vorzulesen.

Sobiel Glück berauschte den ehemaligen Steuer- aufseher, und indem er vor dem Herzog eine der in jener Zeit gebräuchlichen, allem männlichen und menschlichen Stolze zuwiderlaufenden Verbeugungen mit vieler Kunst ausführte, sagte er, nach einem unerbürgten Bericht, indem er vor Entzücken stotterte:

„Monseigneur! Irren ist menschlich!“

Der Herzog, der auch ein großes Wort sprechen wollte, erwiderte: „Und das unterdrückte Talent erheben ist königlich!“

Also war auch hier das unterdrückte Talent anerkannt.

Um alles dies begreifen zu können, muß man die dama- ligen Zustände in Frankreich ins Auge fassen. Der König wurde völlig beherrscht von der schamlosen Gräfin Dubarry, die man geradezu im Schmutz ausgelesen hatte. Mit dieser Mattressenherrschaft Hand in Hand ging eine weitverzweigte und das Land ruinirende Günstlingswirtschaft. Die höchsten Stellen und die einträglichsten Aemter wurden an die Günstlinge der Dubarry vergeben. Man belohnte nicht nach Kenntnissen und Verdienst, sondern an Schmeichler und die zu Knechtsdiensten Bereitwilligsten wurden die Einkünfte des Staates mit vollen Händen verschwendet. Wenn sonach die Dubarry und der König selbst sich an den Abenteuern Billards amüßten hatten, so war es die Pflicht und Schuldigkeit Aller, die zu dem Hofe in Beziehung standen, dem neu aufgehenden Gestirn zu huldiven und sein Talent, sein Genie überall und vor aller Welt zu preisen. Das geschah denn auch in einem Uebermaß, das einem tiefer ange- legten Menschen bald hätte zum Ekel werden müssen. Allein Billard war eine oberflächliche Natur und kannte die Menschen nicht. Ohnehin kamen ja, der Zümmlichkeit jener Zeit ent- sprechend, berühmte Gelehrte und Künstler und mischten sich unter den Schwarm seiner Lobhudler. Wie hätte ein so un- erfahrener junger Mensch die elende Kriecherei des Schranzen- tums nicht für Achtung vor dem Genie, seine doppelzüngige Heuchelei nicht für aufrichtige Verehrung nehmen sollen? Er nahm's dafür. Und das war sein Unglück.

Die Einladung kam und mit ihr kam ein Brief von Bri- zard. „Von Brizard?“ sagte Billard mit hochtrabendem Wohl- wollen. „Womit ich ihm wohl dienen kann? Ich soll mich wahrscheinlich irgendwo für ihn verwenden. Und das muß ich tun. Denn was wäre aus mir geworden, hätte er mich nicht aus dem Irrenhause gerettet!“

Aber Brizard wollte keine Verwendung. Er schrieb, daß eine zweite Vorlesung des Lustspiels befohlen sei und daß man Billard dazu einladen werde. Aber er, Brizard, erteile den

dringenden Rat, Billard möge die Vorlesung gar nicht besuchen. Man werde das Lustspiel aufführen, daran sei kein Zweifel, aber eben diese Aufführung werde den Verfasser um all seinen Ruhm bringen. „Diese letztere Enttäuschung,“ schrieb Brizard, „wird bitterer sein als die erste. Verbrennen Sie Ihr Manuscript, sagen Sie, es sei von Ihnen im Zorne verbrannt worden und Sie hätten keine Abschrift. Wie ich Paris und die Welt kenne, wird aus der Asche Ihres verbrannten „Verführers“ der Phönix eines Dichterruhmes für Sie erstehen, der Ihren Namen auf die Nachwelt bringt, während Sie Sich durch die Aufführung Ihres mißlungenen Lustspiels der Gefahr aussetzen, sich bei der Mitwelt lächerlich zu machen. Man wird von dem verbrannten „Verführer“ sagen, es sei ein Meisterstück verloren gegangen; man wird Ihren Heroismus bewundern und Sie um so mehr verherrlichen. Den dargestellten „Verführer“ wird man auszischen und der Fluch der Lächerlichkeit wird das Haupt seines Verfassers treffen. Das sagt Ihnen ein aufrichtiger Freund.“

Solche Warnungen kommen gewöhnlich unzeitig und ein eitler junger Mensch ist am allerwenigsten dazu zu bringen, sie zu befolgen, geschweige denn ein solcher in der Situation des jungen Billard. Dieser hatte nicht übel Lust, anzunehmen, sein Freund und Rector Brizard hätte im Zirkel von Charenton während seiner kurzen Anwesenheit einen Stich bekommen und sei verrückt geworden. In Rücksicht auf den von Brizard ihm geleisteten Dienst zwang er sich, dem Künstler höflich zu antworten und bemerkte, eine Verbrennung des Manuscripts ändere an der ganzen Sache nichts, denn von dem vielen Vorlesen wisse er sein Stück auswendig.

Die Vorlesung vor dem Comité der Künstler des Théâtre français fand statt, und während man früher das Stück nicht angehört hätte, war diesmal die Aufmerksamkeit eine untadelhafte. Die Künstler schloßen nicht und die Damen lüchelten nicht. Als die Vorlesung beendet war, waren alle von dem

Stück entzückt und beschloßen einstimmig, es aufführen zu lassen. Billard war begeistert. Aber Brizard murmelte beim Weggehen in sich hinein: „Diesmal wird er zur sicheren Beute des Narrenhauses und ich kann ihn nicht retten.“

Kurz darauf, am 3. März 1773, las man auf den Zetteln des Théâtre français die Ankündigung: „Der Verführer. Lustspiel in fünf Akten und in Versen, von Franz Billard.“

Der Andrang war ein kolossaler, das Haus war überfüllt und das ganze öffentliche Interesse von Paris konzentrierte sich auf diese Vorstellung. Aber Brizard behielt Recht. Die hoch gespannten Erwartungen, die man auf das Stück gesetzt hatte, schrumpften gar rasch zusammen. Der „Verführer“ gefiel eben gar nicht und das Publikum, welches das Stück so sehr geschätzt hatte, als es dasselbe noch nicht kannte, stieß jetzt auf das heftigste zurück, nachdem es dasselbe kennen gelernt. Ohnehin hatte die Gunst des Hofes und der Aristokratie dem jungen Billard eine Menge von Neidern geschaffen und die Volksmasse war gegenüber dem Stück schon sehr mißtrauisch geworden, als sie dasselbe von oben herab protegirt sah. Der erste Urtheil der Schauspieler über das Stück wurde vom Publikum glänzend bestätigt und der Stern des jungen Billard ging unter in dem Sturm von Zischen, Trampeln und Pfeifen, mit dem sein Stück auf immer von der Bühne vertrieben wurde.

Der Lächerlichkeit verfallen, konnte Billard den jähen Sturz von seiner Höhe nicht ertragen. Er versiel dem Wahnsinn und kam wieder nach Charenton, aber um es nicht mehr zu verlassen. Brizard hatte Recht gehabt: er konnte den unglücklichen Dichter des „Verführten“ nicht mehr befreien.

Nach fünfundsiebzig Jahren fand Esquirol den Unglücklichen noch in seiner Zelle. Die Stürme der französischen Revolution waren über seinem Haupte hinweggerollt; jene Gesellschaft des alten Regimes, die ihn einst gehoben und dann gestürzt, die der Republik und dem Kaiserreich platz gemacht; der arme Wahnsinnige las immer noch seinen „Verführer“ vor.

## Der blonde Knabe.

VON H. Citus.

Da tritt er in die Wirkshausstube,  
Wo rings sich drängt der Gäste Schwarm,  
Der kleine blondgelockte Bube  
Mit seinem Körbchen auf dem Arm;  
Er geht, die kleinen Duckerdüfen  
Und Blumen aus dem Walde frisch  
Den lust'gen Bechern anzubieten,  
Mit leisem Schritt von Tisch zu Tisch.

Du armes Kind, daß von den Wangen  
Die Rosen du so früh verlierst,  
Du kommst an meinen Tisch gegangen  
Und weißt nicht, wie mein Herz du rührst.  
Tief liegt in deinen bleichen Bügen,  
In deinem trüben Blick der Gram;  
Du mußt dem Drang der Hof genügen,  
Die früh auf dir zu lasten kam.

Du kommst mit Tränen nicht und Klagen  
Und hast den Schrei der Hof ersicht;  
Du kommst, den Kopf so stolz gefrägen,  
Wenn auch das Auge traurig blickt;  
Du gehst nicht befehlen bei den Leuten,  
Für die dein Waarenschatz bereit;  
Du bringst ja ihnen Süßigkeiten,  
Deß Leben schon voll Bitterkeit.

Du wandelst schon auf dunklem Wege,  
Wo sich noch keine Blume fand,  
Doch hat in liebevoller Pflege  
Gerüstet dich der Mutter Hand;  
Sie hat dich rein und nett gekleidet  
Und zierlich dir dein Haar gekämmt;  
Sollst du nicht zeigen, wie sie leidet  
Und wie die Hof ihr Herz beklemmt?

Ich mag dich um dein Los nicht fragen  
Und wer dich hat hierher gesandt,  
Ob dir in deinen jungen Tagen  
Schon fehlt des Vaters treue Hand;  
Ob du zu süßer Ruhe legen  
Dein müdes Haupt magst in der Nacht,  
Ob man dich nicht empfängt mit Schlägen,  
Wenn du zu wenig heimgebracht!

Denn was du mir auch könntest künden  
Und wo auch deine Wiege stand — —  
Das Eine wird sich immer finden:  
Die Hof hat dich hinaus gesandt.  
Statt dich zu freu'n am süßen Spiele  
Im duff'gen Wald, im grünen Feld,  
Kämpfst du schon kasper im Gewühle,  
Du kleiner Mann, du kleiner Held!

Vielleicht bist du das ein'ge Hoffen  
Verlassner Lieben, nur noch du,  
Die grausam das Geschick getroffen;  
Da greiffst du ohne Zögern zu.  
Du trägst, was Großen oft zu schweigen  
Auf deinen Schultern weich und zart  
Du sorgst und hastest schon begierig,  
Du bist ein Held von feltner Art.

Wo solche schwere Last des Lebens  
Auf zarte Kindernächten fällt,  
Da ist — du protestirst vergebens,  
Philister! — die verkehrte Welt!  
Des Mannes Kraft dem Weltgeflücht  
Im Kampf ums Dasein rauh und hart  
Dem Kind daheim die Mutterliebe,  
Die sonnig warm vom Herzen quillt!

Ich reiche meine kleine Gabe  
Dir gern als meinen schuld'gen Dank  
Nun geh, mein blondgelockter Knabe  
Geh nur, mein Herz ist übervoll!  
Ich wünsche sonnenhelle Tage  
— Daß leider ich nur wünschen kann  
Dir auf die frühe Qual und Plage!  
Fahr wohl, mein kasperer kleiner Mann!

# Illustrierte plattdeutsche Sprichwörter.

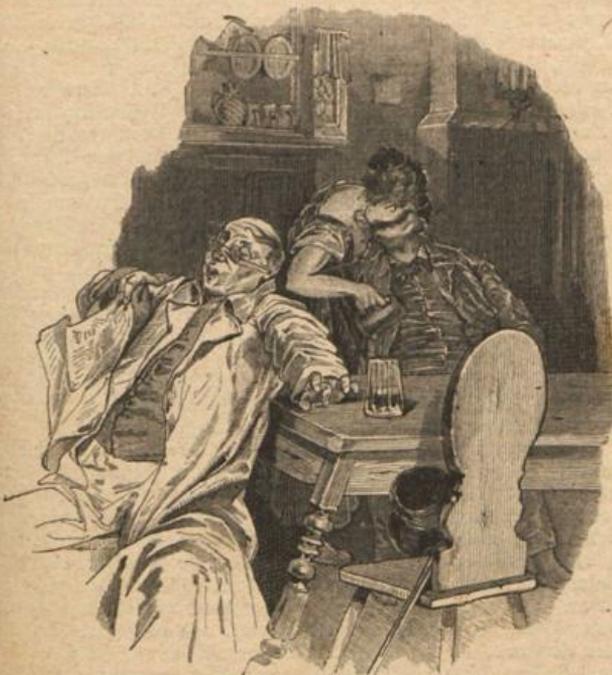
Originalzeichnung von Max Haffner.



Mit di will'k wol fertig werden — sä de Buur un keek tum  
Himml up — leest du regnen, föhr ik Weß (Wiß).



Ik schäme mi — sä dat Wäken un höl 'n Ewernsfaden  
vör de Egen.



Zwiegen un denken deist niemand kränken.



Bitter in'n Mund is vör't Hart (Herz) gesund.

## Unsere Illustrationen.

**Der Schlaf des Gerechten.** (Illustr. S. 5.) Die Idee ist nicht ganz neu, aber der Künstler hat sie vortrefflich ausgeführt. Es ist die Geschichte von den Mäusen, die tanzen, wenn die Kraxe fort ist. Die dicke Trine nämlich, die bei dem Herrn Rentier Müller als Köchin beschäftigt ist, hat ihre kleinen Leiden, und wenn sie auch schon in „etwas reiferen Jahren“ sich befindet, so ist sie doch der Männerwelt von Herzen zugetan, namentlich der, welche zweierlei Tuch trägt. Herr Müller ist zwar täglich entzückt von der Kochkunst seiner Trine, allein da das Coupnabtschneiden seine einzige Beschäftigung bildet, so bekommt er früh Anfälle von Sichts und muß ins Bad reisen. Er nimmt Frau und Schwägerin mit; Trine muß ganz allein das Haus hüten. Ganz allein? Nun, doch nicht so ganz. Trine ist eine feurige Natur und

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,  
Als heimliche Liebe, von der niemand was weiß.“

Als bald schafft sie sich einen Liebhaber mit zweierlei Tuch an — zu welchem Regiment er gehört, wissen wir nicht genau — und sie hat Glück, denn in der Kaserne gibt es oft schmale Bissen und wenig Abwechslung; ein tapferer Grenadier hat aber soviel strategische Einsicht, um zu wissen, daß man bei älteren Köchinnen immer besser bewirtet wird, als bei jüngeren, denn die jüngeren Köchinnen wissen ganz gut, daß sie leicht einen anderen bekommen können, wenn ihnen der eine nicht gefällt, was bei den älteren nicht der Fall. August — so heißt der stramme Grenadier mit einem etwas härteigen Gesicht — findet sich denn auch zeitig ein und wird von der dicken Trine schmunzelnd empfangen. Das Diner beginnt sogleich und ist kein schlechtes; Trine hat dazu aus dem wohlgefüllten Keller des Herrn Müller die besten Tropfen herbeigeschafft. Man schmaust und zecht mit vielem Behagen und dem braven August steigt der Wein zu Kopfe. Um ihn wieder munter zu machen, will Trine einen guten Kaffee kochen. Inzwischen soll August aber von seinem Feldzuge ausruhen. Sie rückt ihm bequem den Lehnsessel des Herrn Müller zurecht und bringt ihm den Nachtisch herbei. Dann muß er sich seiner schweren Kommissstiefel entledigen und in die weichen Babuschken des Herrn Müller schlüpfen. Er steckt sich eine von den Havannas des Herrn Müller an und Trine geht in die Küche, um den Kaffee fertig zu machen. Bald zeigt aber ein mächtiges Schnarchen an, daß August in den Schlaf des Gerechten versunken ist. Die Zigarre ist seiner Hand entfallen. So ist die Idylle fertig, und Trine freut sich königlich, mit dem wadern Grenadier einige Stunden in traumlichem tête-à-tête, zur Belohnung für ihre treffliche Bewirtung zuzubringen. Sie will eben den duftenden Mokka auftragen — „da kommt das Schicksal; roh und kalt faßt es des Freundes zärtliche Gestalt“ — die Tür geht auf und Herr Müller tritt mit seinen beiden Damen unerwartet ein. Eine plötzliche Baisse an der Börse hat seine schleunige Rückkehr notwendig gemacht. Herr Müller kommt langsam hinter den Damen her; diese, welche das mächtige Schnarchen vernahmen und die fremdartige Erscheinung auf dem Sessel liegen sehen, sind ganz starr vor Schrecken, und der kleine Windhund beschneipert vorsichtig den einen Schuh des Eindringlings. Vorläufig weiß sich die Herrschaft noch nicht zu fassen und die fröhliche Trine hat noch keine Ahnung von der drohenden Katastrophe, die ihr den ganzen Spaß so grausam und so unerwartet verderben und ihr die Pforten des Müllerschen Hauses wahrscheinlich auf immer verschließen, sie damit aber auch des famosen Liebhabers berauben wird. Noch eine halbe Minute dauerts, bis die Damen sich von ihrem ersten Schreck erholt haben und der Zusammenstoß erfolgt. Aber dann — — —!

Wer weiß übrigens! August hat schon manche heiße Schlacht mutig bestanden; möglich, daß er auch hier den Mut nicht verliert und sich sechtend zurückzieht. Hoffentlich deckt er auch den Rückzug der so schmählich hineingefallenen Trine — es wäre wenigstens seine Ritterpflicht!  
W. B.

— **Das Bürgertal bei Göttingen.** (Illustr. S. 9.) Die Musestadt Göttingen, „berühmt durch ihre Würste und Universität“, wie Heine scherzend sagt, hat eine reizende Umgebung, die wie geschaffen ist für den Poeten, um dort durch die belebende Einwirkung der Natur seine Gedanken zu erfrischen und seine Phantasie anzuregen. Wie viele sind schon hinausgepilgert und haben unsterbliche Lieder gesungen, wie denn auch der junge Heine, als er 1824 seine Harzreise antrat, Göttingen verließ mit den Worten:

„Lebet wohl, ihr glatten Säle,  
Glatte Herren! Glatte Frauen!  
Auf die Berge will ich steigen,  
Lachend auf euch niederschauen!“

In Göttingen fanden sich um 1770 eine Anzahl poetisch begabter junger Männer zusammen, die mit einander in den Eichenhainen in Göttingens Umgebung umherschwärzten. In einer schönen Sommernacht, als die Mondstrahlen geheimnisvoll glänzend durch die Läden fielen, welche die dicke Belaubung der Eichen übrig ließ, traten diese Jünglinge zusammen und gründeten unter allerlei Schwüren und mythischen Ceremonien den Hainbund. Es waren Namen darunter, die in der Geschichte der deutschen Literatur glänzen sollten, so J. H. Voss, später der berühmte Dichter der Lusiade und Uebersetzer Homers; Hölty, der Verfasser klassischer Elegien; die beiden Stolberge, damals Poeten

voll Sturm und Drang; der Dichter Boje, voll feinsinnigen Kunstverständnisses und mit ihnen G. A. Bürger, der geniale Verfasser herrlicher Balladen, Romanzen und Liebeslieder, der weithin bekannte Dichter der Lenore. Das Treiben des Hainbundes schloß viel kindliche Spielerei, aber auch manch guten und tiefen Gedanken in sich. Diese Jünglinge verehrten schwärmerisch Klopstock als den Regenerator deutschen Geistes in der Literatur, während sie Wieland — mit vielem Unrecht — fanatisch verdamnten. Sie zogen das Kraftgenie Klopstocks der Wielandschen Grazie vor. Bei ihren Festmahlen mußte jeder von ihnen Wielands Werke mit Füßen treten und schließlich verwendenete man die Blätter der Bücher zu Fißbüffeln. Diese schwärmerische Vereinigung zerfiel, als die Mitglieder Göttingen verlassen mußten; man trennte sich sehr schwer. Einer kam wieder zurück im Jahre 1785, nachdem er sehr bittere Erfahrungen in allerlei Lebenslagen gemacht, nämlich Bürger; er hatte sich als Beamter nicht in die kleinlichen Verhältnisse seiner Zeit schicken können. Aber er kam mit seiner Molly, die er nach dem Tode seiner ersten Frau geheiratet hatte, und an ihrer Seite schien er die ärmlichen Verhältnisse, die ihn empfangen, nicht zu verspüren. Von der Glut der Leidenschaft dieses Paares legen die vielen herrlichen Liebeslieder Bürgers, die sich auf Molly beziehen, Zeugnis ab. So jenes Lied, das mit der Strophe beginnt:

„Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn,  
Umbuftet von blühendem Hagebuttdorn;  
Wir hattens so heimlich, so still und bequem,  
Und koseten traulich von diesem und dem.“

Alein die geliebte Molly starb und Bürger kam durch widrige Verhältnisse immer mehr zurück. Seine dritte Ehe mit dem „Schwabenmädchen“ Elise Hahn war unglücklich. Bürger starb 1794 an der Schwindsucht; in Leipzig leben noch Enkel von ihm. Sein Wohnhaus in Göttingen steht noch; heute ist die Herberge zur Heimat darin. Das Bürgertal, ein schönes Buchenwäldchen zu Reinhausen bei Göttingen, wo ein mächtiger Feisblock sich erhebt, an dessen Fuß einige Stufen eingehauen sind, war ein Lieblingsplatz Bürgers. Hierher ging er wohl mit seiner Molly während der kurzen Zeit, da er sich ihrer Liebe erfreute; hierher zog er sich nach ihrem Tode oft zurück und strömte sein Leid in jenen ergreifenden Versen aus, welche er dem Schatten der Geliebten nachgesandt hat. Es rauscht leise in den Wipfeln dieser alten Bäume, und es kommt eine feierliche Stimmung über uns, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie hier eines der edelsten deutschen Herzen langsam verblutete im Kampf mit kleinlichen Verhältnissen, in Unglück und Elend.  
W. B.

**Die Schlacht von Sendling.** (Illustration S. 12/13.) Die Geschichte des Baiernlandes zeigt viele dunkle Blätter; eines der dunkelsten bildet die Regierungszeit des Kurfürsten Max Emanuel, von 1679—1726. Der maßlose Ehrgeiz dieses Fürsten stürzte sein Land, das mit unerschütterlicher Treue an ihm hing, in Elend und Unglück. Max Emanuel, vom König Karl II. zum Statthalter der Niederlande ernannt, verließ Baiern und begab sich nach den Niederlanden, voll hochstiegender Pläne, denn seine erste Gemahlin, eine Tochter des Kaisers Leopold I., und ihr Sohn, der Kurprinz Joseph Ferdinand, wurde von Karl II. zum Erben der gekamnten spanischen Monarchie eingesetzt. Das verdrehte dem ehrgeizigen Max Emanuel den Kopf. Allein der Kurprinz starb bald, und es wurde Philipp von Anjou zum Tronerben eingesetzt; auch war in dem Testament des Königs von Spanien von den Ansprüchen Max Emanuels nicht weiter die Rede. Der Mann, der sich mit dem Kurhut von Baiern nicht begnügen konnte, verband sich nun in dem bald darauf ausbrechenden spanischen Erbfolgekrieg mit den Franzosen, die ihm die Niederlande versprachen. Da er nicht die nötigen Geldmittel hatte, um so, wie er wollte, in den Krieg einzugreifen, so borgte er große Summen bei den Kaufleuten in Amsterdam, denen er dafür seine Kronjuwelen zum Pfand gab. So diente dieser ehrgeizige Fürst der ebenso ehrgeizigen Politik Ludwigs XIV. Allein er sollte kein Glück haben. Das Heer Ludwig XIV. unter dem Marschall Tallard, das Deutschland überziehen sollte, ward von den Prinzen Eugen und Marlborough bei Höchstädt bis zur Vernichtung geschlagen, und die siegreichen Oesterreicher besetzten nun ganz Baiern. Das geschah 1704.

Die Baiern blieben ihrem Fürsten trotz alledem treu, eine Erscheinung, über die man sich bei den damaligen Zeitumständen nicht wundern darf. Am meisten trug dazu der Umstand bei, daß die Oesterreicher in dem eroberten Lande mit Raub, Erpressungen, Plünderungen, Einkerkern und allen möglichen Gewalttaten derart hausten, daß bald eine unbeherrschbare Erbitterung gegen die Peiniger des Volkes aufstammte, welches doch für den Ehrgeiz seines Kurfürsten nicht haftbar war. Eine Verschwörung in München ward entdeckt und grausam bestraft; 1705 aber erhob sich das Landvolk, und es begann ein allgemeiner Aufstand, an dem sich auch Bürger, Studenten u. s. w. beteiligten. Namentlich ein Student Namens Pflingauer tat sich als Organisator bei dieser seltsamen Revolution der Loyalität hervor. Die Oesterreicher sandten den General Kriechbaum, der mit seinen Kroaten und Banduren das unglückliche Baiernland nach Herzenslust verheerte und ausplünderte. Die verzweifelten Baiern rückten nun vom Wald, vom Inn, von der Isar und aus der Oberpfalz in der Stärke von 30000 Mann gegen München an; Braunau und Scharding wurden genommen. Die kurfürstlichen Prinzen in München zu befreien, war das höchste Ziel dieser kurfürstlichen Revolutionäre; allein sie kamen nicht so weit. Bei

Sendling stießen sie auf die Oesterreicher, die ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten und damit den Aufstand niederschlugen. Der Studiosus Klinganser „brach sein Schwert entzwei“ und floh, die antiken Helden schlecht kopierend. Die unglücklichen Baiern wurden, wo sie sich richteten, von den Oesterreichern blutig niedergeworfen und das Land wurde mit noch größerer Härte behandelt als zuvor. Ueber den Kurfürsten ward die Reichsacht verhängt. Im Frieden von Rastatt (1714) wurde der Kurfürst wieder in Baiern eingesetzt, allein die Niederlande erhielt er nicht. Er regierte leidlich liberal, aber finanziell nicht glücklich und hinterließ eine Schuld von dreißig Millionen. Ludwig I. hat ihm ein Denkmal setzen lassen, während ein Denkmal zu Sendling an die Bauern erinnert, die sich für ihn opferten.

Unser Bild, eine Episode aus der Schlacht von Sendling darstellend, ist eines der meisterrhaften und interessantesten Bilder des berühmten Künstlers Defregger, jenes genialen Tyrolers, der die kernigen und kraftvollen Söhne der Gebirge so lebenswahr darzustellen weiß.

Das Land hatte sich erhoben, die Bauern hatten Verbindungen mit den münchener Bürgern angeknüpft und rüdten auf die Hauptstadt los. Sie waren schlecht bewaffnet und der Verrat legte ihnen überall Fallen. Die Oesterreicher waren benachrichtigt worden, so daß es nicht gelang, München zu überfallen, wo sich auf Verabredung zugleich die Bürger erheben sollten. Die Bauern nahmen den Jarbrüdenturm und eroberten sechs Geschütze; allein die festen Tore der Hauptstadt blieben verschlossen; die Gloden läuteten nicht und keine Raketen stiegen auf. Die Oesterreicher hatten die im Einverständnis mit den Bauern befindlichen Bürger entwaffnet und die Bauern stürmten vergebens gegen die festen Mauern und Tore an. Ein Kugelhagel empfängt sie; sie müssen weichen und werden nach Sendling zurückgebrängt, wo auf dem Kirchhof das große Blutbad unter ihnen angerichtet ward.

Das Defregger'sche Bild stellt die Erstürmung des Jarbrüdenturms dar. Die Baiern stehen ratlos vor dem festen Turm, aus dessen Schießscharten der Tod ihnen entgegenblitz. Aber da kommt der riesige Schmied von Kochel\*, der „Schmied Baltes“ genannt, eine vollstümliche Heldengestalt, die in Liedern gefeiert heute noch im bairischen Volke lebt. Mit seinen nervigen Armen ergreift er eine schwere Wagenweiche und sprengt in wuchtigem Stoß das Tor. Ueber dessen Trümmer hinweg wird der feste Turm genommen. Allein auch des „Schmied Baltes“ herkulische Kraft konnte den Bauern nicht zum Siege verhelfen; er fiel mit seinen Söhnen auf dem Kirchhof von Sendling unter den Augen der Oesterreicher. Sage und Dichtung haben den urkräftigen Alten verklärt, und der Künstler der Gebirge hat sein Genie geliehen zur Verherrlichung des Volksmanns, in dem sich der Volkscharakter jener Zeit wie aus einem Guß darstellt. W. B.

Das Chinesenviertel in San Franzisko. (Illustration S. 21.)  
Nach harten Kämpfen hat etwa vor einem Jahre der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika das Gesetz gegen die „Einfuhr“ der sogenannten Kulis, d. h. chinesischer Arbeiter, besser gesagt Sklaven angenommen, welches dahin geht, daß dieser „Import“ auf zehn Jahre unterbleiben soll. Diese Kulis sind bekanntlich von spekulativen chinesischen Kaufleuten in Masse ausgeführt worden, und sie fanden sich um so eher bereit, als tatsächlich in China bei seiner zahlreichen Bevölkerung von fünfshundert Millionen Köpfen und bei seinen elenden sozialpolitischen Zuständen die Hungersnot in Permanenz besteht. Die Lebenshaltung der Chinesen steht unglücklich tief; ein chinesischer Arbeiter lebt von Reis und Wasser und kann deshalb mit einem Lohn auskommen, mit dem ein weiser, an bessere Kost gewöhnter Arbeiter unmöglich zufrieden sein kann. Die chinesische Konkurrenz mußte daher für die amerikanischen Arbeiter in Kalifornien eine geradezu vernichtende sein, da ja die Chinesen in Masse dorthin „verschickt“ wurden und die Unternehmer in Kalifornien sich natürlich in gewohnter Weise nur um ihren Vorteil kümmerten und den vorzogen, der am billigsten arbeitete. Bald waren die Chinesen in solcher Masse da, daß sie einen ganzen Stadtteil bevölkern konnten. In diesem Viertel richteten sie sich ganz nach chinesischem Brauch ein und vor allen Dingen behielten sie den lieben Schmutz bei, der in China zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Sie sonderten sich von der übrigen Bevölkerung ab und bildeten eine Gemeinschaft für sich, innerhalb deren sie nur sehr schwer dazu zu bringen waren, die kalifornischen Landesgesetze anzuerkennen; sie sollen sogar ihre eigene Justiz gehabt und insgeheim Todesurteile vollstreckt haben. Das Chinesenviertel ist von einer großartigen Prostitution bevölkert, und man kann nicht sagen, daß diese Chinesen mit ihrer Bedürfnislosigkeit, ihrem Schmutz und ihren ansiedelnden Krankheiten etwas Nützliches nach Amerika gebracht hätten. Ihre steigende Anzahl begann bei den weißen Arbeitern alle möglichen Befürchtungen hervorzurufen, die sich nur zu bald bestätigten. Die Chinesen drangen rasch in die meisten Industriezweige ein und bald waren aus mehreren derselben die einheimischen Arbeiter fast ganz verdrängt; so aus der Tabakindustrie, der Schuhwaaren- und Kleiderfabrikation. Die Aufregung unter den einheimischen Arbeitern war eine allgemeine, und man wendete sich an die Gesetzgebung. Man sagte sich mit Recht, daß man die armen Kulis selbst, als die Opfer barbarischer Zustände, nicht mit Haß verfolgen könne, daß es sich aber hier um einen Interessentkampf handle, bei dem der Staat nicht dulden könne, daß die einheimischen Arbeiter auf die Straße geworfen würden, nur damit einige Unternehmer mehr

\* Kochel, ein kleines Dorf am Kochelsee bei Tölz.

Profit einstecken könnten. Die Rolle, welche die kalifornischen Unternehmer gespielt haben, indem sie die einheimischen Arbeiter zugunsten der Chinesen brodlos machten, ist eine nicht minder schmachliche als die der chinesischen Menschenhändler, die ihre Stammesgenossen wie eine tote Waare „exportiren“. Der Staat hat sich endlich dem Andrängen der Volkswünsche gefügt und die weitere Einfuhr verboten, einstweilen aber hat Kalifornien eine ganz bedeutende Anzahl von Chinesen aufgenommen, die ja an sich ganz fleißige Leute sind, aber bewirken, daß eine Menge einheimischer Arbeiter in Kalifornien nicht mehr existiren kann. Es war keine weise Politik von seiten der Leiter des noch so jungen kalifornischen Staatswesens, die „Chinesenfrage“ so weit gehen zu lassen. Denn die Chinesen geben eine schlechte Basis für einen jung emporblühenden Staat ab. Indessen haben die Versuche gewissenloser Menschenhändler und geldgieriger Unternehmer, auch Europa mit der „Chinesenplage“ zu beglücken, noch nicht aufgehört. Zunächst sind nach England Schiffe mit chinesischen Arbeitern abgegangen; man hat aber weiter nicht sehr vernommen. Wenn die zentralasiatische Bahn einmal ausgeführt werden sollte, dann wird man wohl auch den Versuch machen, Europa mit chinesischer „Menschenwaare“ zu überschwemmen. Die Gesetzgebung wird dann dagegen Front machen müssen, da man unmöglich wird ruhig zusehen können, wie unsere Arbeiter von den Chinesen brodlos gemacht werden. Im übrigen wird die Gebahren der Unternehmer den Staat immer mehr zwingen, auf eine praktische und umfassende Ausbildung seiner wirtschaftspolitischen Gesetzgebung bedacht zu sein. W. B.

## Für unsere Hausfrauen.

### Plaudereien für die Küche.

Von D. Culinarius.

#### I. Roß oder gekocht?

Der Nutzen des Kochens ist wahrlich kein leerer Wahn! Ist man berechtigt auszurufen gegenüber den auch in der neuesten Zeit noch häufig anzuhörenden Empfehlungen des Genusses rohen Fleisches und der Anpreisung der dreiviertelstößen Erzeugnisse der desgleichen dreiviertelstobarbarisch gebliebenen englischen Küche.

„Ihr Kind ist strotzlos und von schlechter Gesichtsfarbe, weil es schlecht genährt ist, werte Frau; nähren Sie es mit geschabtem rohen Ochsenfleisch“, — so kann man heute noch manchen Arzt reden hören.

Werkwürdig! Einunddreißig Jahre sind es her, seit der zittauer Arzt Küchenmeister nachwies, daß die sogenannte Schweinefinne nichts weiter ist, als ein Bandwurmjüngling, der durch den Genuss rohen Fleisches (gleichviel ob gehakt oder ungehakt), rohen Schinkens und ungekochter Würste, in den menschlichen Körper übergeführt, sich beeilt, ein Bandwurmmann zu werden oder, richtiger, sich zu einer mächtigen Heerzule von Würmern zu entwickeln, — da ja der Bandwurm nicht ein Tier ist, sondern eine Kette von Schwarzzern darstellt.

Reiben Sie schon einmal etwas von Schneepfendred gehört? — in einer Plauderei für die Küche ist solch' eine Abschweifung sicherlich gestattet! — ist es eigentlich undankbar von den Menschen, daß sie den Bandwurm so arg hassen und verfolgen, denn er hat schon manchen Feinschmeckern einen für sie köstlichsten Genuss bereitet, — Gaumengenuss, — erschrecken Sie nicht, verehrte Damen, — der Bandwurm ist wirklich essbar und eine der feinsten Delikatessen, die es gibt.

Haben Sie schon einmal etwas von Schneepfendred gehört? Doch gewiß! Besagter Schneepfendred — Schreiber dieser Zeilen hat die häßliche Bezeichnung nicht erfunden, er würde die fragliche Lederei richtiger und minder abschreckend Schneepfensfüßel genannt haben — besagter Schneepfendred also werden Sie bislang höchst ungerechterweise im Verdacht gehabt haben, daß er aus den Darmentleerungen des hochgeschätzten Sumpfvogels, den man Schneepfe nennt, bestehe. Gott behüte! Der Schneepfendred besteht vielmehr aus nebstartigen Anhäufungen eines kleinen netten Bandwurms in den Eingeweiden der Schneepfe; — nicht wahr, nun können Sie sich erklären, warum ihn unsere Gourmands so leidenschaftlich gern essen?

Doch zurück zu dem unentwickelten Bandwurmkinde, der Finne. Nicht nur vom Schweine kann man sie beziehen. Auch die Kinder, Rehe, Bären, Hunde, Affen und noch andere Tiere erfreuen sich zuweilen ihres Besitzes, aber bei weitem nicht so häufig als das Schwein.

Kann war sie in ihrer Gefährlichkeit völlig entlarvt, so kam man einer andern Verbrecherin, welche sich gern durch rohes Schweinefleisch in unsern Körper einschmuggeln läßt, auf die Spur; 1860 nämlich wurde die Trichine als für den Menschen äußerst gesundheitsgefährlich, unter Umständen tödlich wirkend erkannt.

Seitdem ist festgestellt worden, daß das Fleisch der warmblütigen Tiere stets gesundheitsgefährlich wirken kann, wenn es der Mensch ungekocht, auch in der Form von Schinken oder Würsten, genießt. Trotzdem sind die rohen Schinken, die Würste und das rohe Fleisch von unsern Speisefarten und Speisefischen noch lange nicht verdrängt, obgleich es ein öffentliches Geheimnis ist, daß die in neuester Zeit amtlich eingeführte Fleischschau auch noch keine vollkommene Gewähr bietet, daß man stets nur finnen- und trichinenfreies Fleisch zu kaufen bekommt.

Kaltblütige Tiere — Auster und Muscheln, Heringe, Sardellen und Lachs u. s. w. — kann man dagegen ganz ungenirt roh verzehren; wenigstens hat sich noch keine Spur von Beeinträchtigung der menschlichen Gesundheit durch solchen Genuß nachweisen lassen.

Also schon die Sorge um unsere Gesundheit veranlaßt uns, das Fleisch, welches wir genießen wollen, zu kochen, zu braten oder zu dämpfen; und zwar gut zu kochen, da die besonders zähleibigen Trichinen in starken Stücken Schweinefleisch, die nicht längere Zeit bedeutenden Hitzegraden ausgesetzt werden, recht gut leben bleiben können.

Aber nicht allein als Schutz gegen die sehr leicht mögliche Aufnahme von Parasiten in unsern Körper sollen wir in einer oder der andern Art die Hitze auf das Fleisch einwirken lassen, sondern auch deswegen, weil dabei Stoffe entwickelt werden, die angenehm riechen oder schmecken, und weil ferner bei den Operationen in der Küche gewisse physikalische und chemische Eigenschaften des Fleisches in einer für uns sehr günstigen Weise geändert werden.

Wie lieblich duftet ein wohlgelungener Hammel- oder Kalbsbraten, eine gebratene Taube oder ein gebratener Hase? Wie läßt uns bei solchem Anblick und beim Einsaugen solchen Duftes „das Wasser im Munde zusammen?“

Dieses Wasser im Munde, der durch erhöhten Nervenreiz reichlicher abgegebene Speichel, macht das Fleisch beim Kauen verdaulich und beginnt bereits selbst das große Werk der Verdauung, das im Munde anhebt und im Mastdarm endigt, — nicht, wie man vor noch nicht langer Zeit geglaubt hat, vom Magen allein erledigt wird.

Das rohe Fleisch duftet nicht halb so gut, so appetitregend und verdaunungsanregend; das rohe Fleisch läßt sich auch nicht gut kauen, es erweist sich selbst, wenn es von jungen Tieren herrührt, zäh und sauerig. Dagegen setzt das gutgebratene Fleisch, wenn es nicht von ganz alten Tieren kommt, der Zermalmungsarbeit der Zähne nur wenig Widerstand entgegen, es enthält ein sehr gelodertes oder selbst aufgehobenes Bindegewebe und „zerfließt“ alsdann zwischen den Zähnen und läßt sich von der Zunge zerdrücken.

Item ist: „Kochen, Braten, Dämpfen“ unsere Parole für die Küche, und „Fort mit dem rohen Fleisch“ unser Feldgeschrei.

Wie man nun am besten kocht, brät, dämpft, darüber in der nächsten Nummer.

### Zur Nahrungsmittelfunde.

**Milch.** Eine gute Milch soll eine weiße, undurchsichtige, schwach ins gelbliche oder bläuliche spielende Flüssigkeit sein, die etwas fettig anzufühlen ist, einen milden, schwach süßlichen Geschmack hat, beim Kochen den bekannten eigentümlichen Geruch entwickelt, in frisch gemoltenem Zustand, wenn man sie in reines Wasser tröpfelt, darin untersinkt oder, wenn man einen Tropfen auf den Fingernagel gibt, nicht auseinanderfließt, sondern eine gewölbte Gestalt behält. Andere Mittel zur Milchprüfung sind für den einfacheren Haushalt umständlich (Mikroskop, Milchwaage etc.). Fälschungen der Milch anderer Art als mit Wasser, z. B. mit Stärke, Mehl, Zucker, Eiweiß, Eigelb, Kalk etc., sind nur durch das Mikroskop auf chemischem Wege zu erkennen. Zuweilen ist die Milch schleimig und fadenziehend, eine durch schlechte und ungesunde Nahrung der Kühe oder durch Unreinlichkeit, Witterungs-Einflüsse hervorgerufene Krankheit. Solche Milch ist zu verwerfen.

**Butter** muß eine gelblich-weiße Farbe haben, geschmeidig, fett und dicht sein, von Geruch und Geschmack angenehm, nuzartig süßlich. Sie darf beim Schmelzen keinen schleimigen, unlöslichen oder pulverigen Rückstand hinterlassen, darf weder fade, noch ranzig schmecken, weder streifig, seifenartig, sahnig, noch bröcklig sein, darf kein grobkörniges Salz enthalten und beim Druck nicht zu viel Wasser herausdrücken lassen. Der Butter wird öfters zu viel Kochsalz zugesetzt, weil sie hierdurch schwerer wird; man hört es beim Zerschneiden und schmeckt es beim Essen, sieht es wohl auch an dem streifigen Aussehen der Schnittfläche. Aber man fälscht sie auch mit Potasche, Soda, mit Alaun, Kartoffelstärke. Solche Butter wiegt schwer, ist bröcklig, fiedig, und wenn man sie schmilzt, lagern sich am Boden des Gefäßes mehligte Klumpen ab. Keine rohe Butter ist sehr leicht verdaulich und für die Kranken sowie für Kinder, zerlassene Butter für kräftige Magen und magere Personen, empfehlenswert. Braune Butter ist nur in kleinen Mengen zu genießen, da sie eben so nachteilig ist, wie ranzige Butter. Die Verfälschung der Butter mit anderen Fetten ist schwer nachzuweisen. Gute Kunstbutter ist ein vollständig gesundes und preiswertes Nahrungsmittel, aber keine Butter im gewöhnlichen Sinne.

**Käse.** Alter Käse mit deutlichen Fäulnis Spuren ist nicht zu genießen. Gehen fette Käse in Fäulnis über, so entwickelt sich das sogenannte Käsegift, das Magen schmerzt mit Erbrechen, Diarrhoe und wohl auch schlimmeres herbeiführt. Käse, welcher eine gelblichrote oder hellgrüne Farbe, stechenden Geruch und ranzigen Geschmack zeigt, ist stets verdächtig. Guter Handkäse muß weiß sein, sich beim Aelter-

werden mit einer speckigen Hülle umziehen und in Fleischbrühe vollständig auflösen. Fremde Beimischungen (Kartoffelmehl etc.) sammeln sich dann kleisterartig am Boden des Gefäßes. Frischer Käse ist ein äußerst gesundes, eiweißreiches Nahrungsmittel. Nach der Mahlzeit kann besonders alter Käse, mäßig genossen, die Verdauung anregen. In größerer Menge und ohne Zutat genossen, ist er schwer verdaulich, umso mehr, je älter er ist. Mit Butterbrod verdaut sich Käse am besten, namentlich wenn er frisch und gesalzen ist. (Fortsetzung folgt.)

## Leichte Waare,

umsonst hergegeben, um damit aufzuräumen, von einem Gedankenfrämer.

### I. Blinde und Lämmer.

Ihr habt, daß es Nacht sei auf Erden, gefunden,  
Und habt euch doch selbst stets die Augen verbunden.  
Ihr klagt, daß die Hirten die Wolle euch rauben,  
Daß Wölfe euch fressen, schuldlose Tauben!  
— Euch mögt ihr die Schuld aufs Konto schreiben!  
Wer zwang euch denn, Schafe und Tauben zu bleiben!  
Den Bären mocht noch kein Schäfer scheeren,  
Und den Löwen kein Wolf lebendig verzehren!

### II. Berechtigter Stolz.

Ich traf einmal ein Spazengeheer,  
Das jubilierte hin und her  
Und schrie: Wie stark, wie groß ist er!  
Ich schaute hin und merkte bald,  
Daß das Gelärm 'nem Spazengast,  
Der schien wie jeder Spaz zu sein,  
Genau so schwach, genau so klein.  
— Ich sprach: Ihr Spazengast, seht ihn an,  
Den Adler dort, der hintermmalen  
Im stolzen Fluge sucht die Bahn —  
Wie ist er kraftgestaltiger  
Und tausendmal gewaltiger!  
Da schrie der ganze Spazengast:  
Holla, wie kommt denn der uns vor!  
Das wär 'ne schöne Blöße!  
Wir anerkennen nach wie vor,  
Voll Ständestolz, esprit de corps,\*  
Ausschließlich Spazengröße.

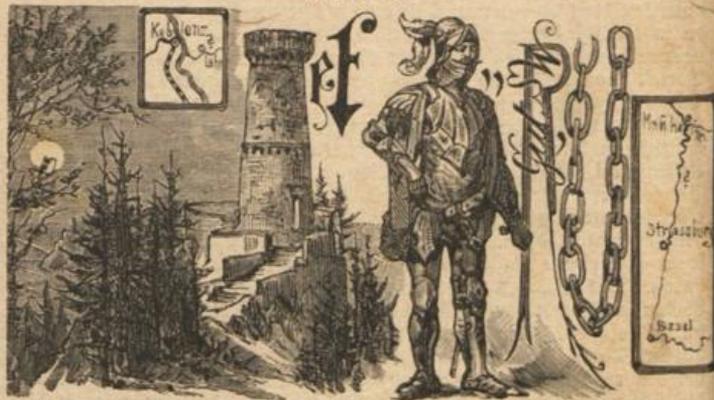
\*) Sprich: Esprit de Robt. Corpsgeist.

### R ä t s e l.

Es ist von zartem Bau, auch wie die Luft so leicht,  
Von Holz und Eisen und von Fleisch und Bein.  
Nicht stärker ist's als du, doch seine Kraft, sie reicht  
Wohl um die schwerste Last, und wär's ein Haus von Stein,  
Zu heben wie im Spiel. Vielleicht sahst du's noch nie,  
Doch spielt es oft mit dir und ärgert dich sogar,  
Wenn's unsichtbar, wie's ist, um dich sich drehend wand,  
Auch schautest du's geschmückt mit bunter Blütenhaar,  
Ganz sicher oft, — warst du auch nie in seinem Land.

Hans Ehardt.

### Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 26:

Wer zufrieden ist, hat immer genug.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. — Omar Chajjam, ein poetischer Freigeist des Orients. Von J. Stern. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlitz. — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Mit Illustrationen). — Der Dämon in der Poesie. Ein Stück Tragikomödie des Lebens. Von W. Bloz. — Der blonde Knabe. Gedicht von A. Titus. — Illustrierte deutsche Sprichwörter. Originalzeichnung von Max Hlaskar. — Unsere Illustrationen: Der Schlaf des Gerechten. — Das Bürgertal bei Göttingen. — Die Schlacht von Sendling. — Das Chinesenviertel in San Francisco. — Für unsere Hausfrauen: Plaudereien für die Küche. Von D. Culinarius. I. Koch oder gekocht? — Zur Nahrungsmittelfunde. — Leichte Waare: I. Für Blinde und Lämmer. II. Berechtigter Stolz. — Rebus. — Nertzlicher Ratgeber. — Redaktionsskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichsartiges. — Humoristisches.